

Ludwigsburger
Geschichtsblätter
XII

Herausgegeben im Auftrag des Historischen Vereins

für Ludwigsburg und Umgegend
von Professor a. D. C. Belschner.

1939.

Kommissionsverlag der Buchhandlung J. Aigner, Ludwigsburg.

Inhaltsverzeichnis.

Die ersten Baujahre des Ludwigsburger Schlosses von C. Belschner	3
Augustin Fischer, das Abenteuererleben eines Ludwigsburgers von C. Belschner	15
Friedrich Silcher in Ludwigsburg von C. Belschner	37
Die hervorragendsten Ludwigsburger	41

Druck der Buchdruckerei Eichhorn, Inh. Lothar Kallenberg, Ludwigsburg

Die ersten Baujahre des Schlosses
zu Ludwigsburg.
Von C. Belschner.

Es gehört unter die erfreulichsten Erlebnisse der Stadt Ludwigsburg, daß ihr Schloß, von dem einst ihre Gründung ausging, bei den Kunstgelehrten der neueren Zeit endlich die Würdigung erfährt, die es von jeher verdient hat.

Wilhelm Hausenstein, ein hervorragender Kunstkenner in München, kommt bei der Rückreise von Versailles nach Ludwigsburg und schreibt ¹⁾: „In der Tat war Versailles nun, an seiner eigenen Herrlichkeit gemessen, nur richtig, logisch, nur vollkommen und ohne belebenden Anreiz.“ Er entschließt sich, in Ludwigsburg auszusteigen und fährt in seinen Ausführungen fort: „Ich wußte, daß ich die Erinnerung an frühere Besuche in Ludwigsburg bei den geliebtesten Schätzen des Gedächtnisses aufbewahrt hatte. Als wir nun ankamen, da stand ich überrascht vor der Macht der Wirklichkeit — einer Macht, die groß war, ohne der Innigkeit zu entraten. Hier war das Bedeutende mit dem Menschlichen vereint, das Richtige des Schönen mit dem Erlebten — und ach, die — Chinoiserie (die Kunst im chinesischen Geschmack) mit dem Schwäbischen, an die meine Jugend Jahr um Jahr in den Ferien hingestreift hatte.“

„Sechzehn (genauer 18) Trakte um drei große Höfe geordnet. Schon im Quantum gewaltig; doppelt gewaltig im Verhältnis zur Kleinheit des Herzogtums Zu Ludwigsburg verwandelte ein Baumeister den Aufwand des steuerbringenden und scharwerkenden Landes in ein Schloß, dessen Formen mit all ihrer Größe menschlicher sind, als die von Versailles; in ein Schloß, dessen Formen noch von uns späten Betrachtern empfunden werden — mitten im Herzen empfunden, mehr als Versailles“. „Der Baumeister hat die Not des Volkes, den glorreichen Dynastenvahn (des Herzogs) in Raumbilder verwandelt, deren Erhabenheit menschliches Maß, menschlichen Ton, menschlichen Ausdruck behält. Er konnte, was Hardouin-Mansart in Versailles weder konnte noch wollte: er fand im Gewal-

¹⁾ Frankfurter Zeitung vom 26. Juni 1927.

tigen noch Platz für das Gemütliche und im Bedeutenden noch Spielraum für das Behagen.“ „In der Geschichte dieses Bereichs verbindet sich immer das Allgemeine mit dem Eigentümlichen, das Weltweite mit dem Oertlichen, das Souveräne mit dem Menschlichen.“

Den beiden Baumeistern Nette und Frisoni widmet Hausenstein Worte warmer Anerkennung. Er sagt: „Der Geist des ersten würde wahrscheinlich entschieden haben, auch wenn der zweite nicht von ähnlicher Art gewesen wäre. Uns schien das Ganze aus einem einzigen Gedanken und Gefühl gekommen. Beneidenswert diese Barocken: wie sie einander folgen, obwohl sie, jeder für sich, eine Originalität haben; wie sie ineinander übergehen, jeder mit seinem besonderen Willen in die Pläne des anderen. Frisoni, der Welsche, hat das Behagliche nicht gestört; er hat das Intime dieser erstaunlichen Dimensionen nicht getötet.“

Aber soviel Anerkennendes Hausenstein von den beiden Baumeistern auch zu sagen weiß: die Vorgeschichte des Baues kennt er nicht, und deshalb ist ihm auch der Name des zeitlich den beiden genannten Künstlern vorangehenden Baumeisters verborgen geblieben.

Mir ¹⁾ war es seiner Zeit bei Abfassung meiner Geschichte „Ludwigsburg in zwei Jahrhunderten“ (Ludwigsburg 1904) aufgefallen, daß zwischen der Grundsteinlegung des Fürstenbaus am 7. Mai 1704 und der Anstellung des Oberbaumeisters Nette am 9. Mai 1707 eine Lücke klaffte, die bis dahin niemand hatte ausfüllen können. Die Durchsicht zahlloser Aktenbündel des hiesigen Filialarchivs hatte mich endlich instand gesetzt, Licht in das Dunkel zu bringen.

Als man unter Herzog Eberhard Ludwig (geb. 18. Sept. 1676, gest. 31. Okt. 1733) daran ging, die Schäden des Dreißigjährigen Kriegs auszubessern und aus den übrig gebliebenen Trümmern wieder ein Ganzes zu schaffen, mußte man die Wahrnehmung machen, „daß sich die Bau- und Werkmeister über viele Fragen nicht vergleichen konnten.“ Man sah sich deshalb genötigt, eine „Oberbaudirektion“ ins Leben zu rufen. Erfolg konnte man sich jedoch von dieser nur versprechen, wenn ein überragender Architekt ihre Leitung in die Hand nahm. Da aber ein solcher im Lande nicht vorhanden war, beschloß der Herzog, sich selbst einen solchen heranzubilden.

Er wandte sich an die „Visitation“ (den Kirchenrat), der angesichts der während des Kriegs zerstörten 67 Kirchen- und

¹⁾ Vergl.: Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Jahrg. 41, 1935. S. 109 ff.

160 Pfarr- und Schulhäuser des Landes ebenfalls sehr viel daran gelegen sein mußte, daß einem tüchtigen Landbaumeister die Oberleitung ihrer Wiederherstellung übertragen werde. Die Kirchenbehörde empfahl einen jungen Theologen, den M. Philipp Joseph Jenisch ¹⁾, von dem man hoffen dürfe, daß er, ausgerüstet mit einer hervorragenden Begabung für die Wissenschaft der Mathematik, bei fachmännischer Ausbildung sich zu einem tüchtigen Baumeister entwickeln werde.

Philipp Joseph Jenisch ²⁾ war 1671 zu Marbach a. N. geboren. Der Tag seiner Geburt ist nirgends angegeben; er kann auch nicht aus den Marbacher Kirchenbüchern erhoben werden, weil diese 1693 von den Raubhorden Melacs verbrannt wurden. Wie verschiedene seiner Vorfahren erwählte er den Beruf eines Geistlichen. Im Jahre 1689 trat er in das Stift zu Tübingen ein. Durch Begabung und Fleiß gleicherweise hervorragend, behauptete er unter seinen Altersgenossen fast immer den ersten Platz. 1697 finden wir ihn als Vikar in Schorndorf. Doch schon zwei Jahre nachher wurde ihm eine Repetentenstelle am Stift übertragen. Diesen zweiten Aufenthalt

¹⁾ Vergl.: Karl Weiß, Schloß Ludwigsburg. Baugeschichtl. Abhandlung. Dissertat. 1914. (im Buchhandel nicht erschienen.)

²⁾ Die Familie Jenisch stammt aus Augsburg. Der älteste bekannte Stammvater, Bartholomäus Jenisch, ist dort i. J. 1407 geboren. Sein Urenkel Hieronymus J., geb. 1518, und vielleicht auch ältere Brüder oder Söhne von ihm waren längere Zeit in Antwerpen, wo sie eine ansehnliche Stellung einnahmen. Denn Phil. Jos. Jenisch schreibt später (1733) in seiner Schrift: „Neu erfundenes Mittel, Holz, Torff etc. zu unglaublichem Nutzen zu treiben“: „Wenn Gott mich zum Werkzeug ersehen hätte, meine Familie zu dem Lustre und Flor zu bringen, wozu sie vor 100 und 200 Jahren von weyland dem glorwürdigsten Kayser Maximiliano I. und Ferdinando dem Andern erhoben worden, sollte es wohl jemand mißgönnen wollen?“ Ein Sohn von Hieronymus war Paul I., geb. 17. 6. 1558; er wurde Kirchenpropst zu Augsburg, aber (wahrscheinlich infolge der Gegenreformation) verfolgt und entlassen, fand jedoch in Lauingen und nachher in Württemberg wieder Anstellung. Er war ein Mann von vielen Gaben, unter denen namentlich Musik und Kunst gerühmt werden. Am 28. 12. 1647 starb er als Neunzigjähriger zu Stuttgart. Von ihm bringt der Katalog 230 der Firma Adolph Heß Nachfolger in Frankfurt a. M. eine abgebildete, sehr schöne Medaille aus dem Jahre 1645 (von Balthasar Lauch) 37: 17,9 mit der Inschrift: Wa ich bin, da soll mein Diener auch sein. — Sein in, Lauingen am 26. 11. 1606 geborener Sohn M. Joseph J. war 38 Jahre lang Pfarrer zu München und starb dort am 8. 4. 1675. Aus dessen Ehe mit Agnes Engel, einer Tochter des Bürgermeisters Paul Engel zu Reutlingen, stammt sein Sohn Paul Ludwig J., geb. 27. 2. 1648. Er ließ sich als „Schnitt- und Wunderarzt“ in Marbach a. N. nieder. Später verlegte er seinen Wohnsitz nach Tübingen, wo er 1694 starb. (Nach gefl. Mitteilungen von Herrn Pfarrer Friedrich Schwarz in Kirchentellinsfurt).

auf der Universität benützte er, um seine Kenntnisse in der Mathematik und Physik zu erweitern. Er hatte damit soviel Erfolg, daß er, wie wir gesehen haben, dem Herzog zur Ausbildung in der Kunst der Architektur empfohlen wurde. Es war schwäbische Gründlichkeit, die Eberhard Ludwig (1699) veranlaßte, den künftigen Baumeister zunächst auf seine Kosten an die Universität Altdorf in Mittelfranken (seit 1809 nach Erlangen verlegt) zu senden, wo zu jener Zeit die Wissenschaft der Mathematik eine hervorragende Pflegestätte besaß. Dort sollte er seine Kenntnisse in der Mathematik, Physik und den Hilfswissenschaften der Baukunst noch weiter vertiefen.

Nach Verfluß zweier Studienjahre war für Jenisch die Zeit gekommen, sich der praktischen Ausbildung in der Baukunst zu widmen. Auch hierfür stellte ihm der Herzog die Mittel zur Verfügung. Jenisch begab sich nach Italien, wo er sich als Mathematiker besonders von der Baukunst der Renaissance angezogen fühlte. Gegen Ende 1703 kehrte er als Meister utriusque architecturae (d. h. der Zivil- und Militärbaukunst) in die Heimat zurück. Jetzt empfahl ihn ein Konsistorialgutachten dem Herzog zur Anstellung als Professor der Mathematik am Gymnasium (gegründet 1686 unter der Regierung Eberhard Ludwigs) und als Bauinspektor. Der Herzog willfahrte diesem Antrag und ernannte Jenisch am 25. Januar 1704 zum Professor extraordinarius am fürstlichen Gymnasium und zum Bauinspektor mit der Bestimmung, daß er solange „zum Unterricht in der Mathematik oder anderen Disciplinen, wie es die Nothdurft erfordere“, angewiesen werde, bis die Stelle eines ordentlichen Professors zur Erledigung komme. Damit war vorerst sein Lebensunterhalt gesichert.

Gleichzeitig gab ihm der Herzog den Auftrag, „ein rechtes Jagdlusthaus zu Erlachhof“ aufzurichten. Die Bauentwürfe, die ihm Jenisch zu diesem Zweck vorlegte, fanden die Zustimmung Eberhard Ludwigs; doch wollte er sie, bevor man an die Bauarbeit herantrat, auch figürlich sehen. Deshalb ließ er die Pläne durch zwei geschickte Schreinermeister, Lorenz Fr. Beerlin in Stuttgart und Nikol. Born zu Leonberg, in einem Modell darstellen. Auch diese Probe bestärkte den Herzog in seinem Vorhaben, das Bauwerk durch Jenisch ausführen zu lassen. Er ernannte ihn am 30. August 1704 zum Landbaudirektor“.

Sein Amtsauftrag umfaßte 23 verschiedene Pflichten. Vor allem sollte er die Inspektion über die Bau- und Werkmeister des Stuttgarter und Ludwigsburger Schlosses und der Bauhütten des Landes übernehmen. Dazu kam noch die Verbesserung

der Festungsbauten, die Unterweisung der Handwerksleute, die Ausfertigung der Ueberschläge zu den genehmigten Bauten, die persönliche Anwesenheit beim Legen der Fundamente und der Hauptteile von herrschaftlichen Gebäuden, die Prüfung der Bauüberschläge und der Handwerkszettel, die von der Bauhütte ausgestellt wurden, sowie deren Berichtigung nach der Landtaxe, die Aufsicht über das Baumaterial, die Beaufsichtigung des Floßwesens und des rechtzeitigen Fällens der Bäume, die ordentliche Bezahlung der Handwerker, die Prüfung der herrschaftlichen Ziegelhütten, die Eindämmung des großen Brennholzverbrauchs und die Sorge für Schonung der Wälder. Verboten jedoch war ihm, in fremden Geschäften zu verreisen und die Annahme von unerlaubten Geschenken.

„Damit er nun aber auch Autorität habe und sich des an ihn gekommenen Amtes wirklich freuen und selbigem mit Applikation vorstehen“ könne, stellte ihn der Herzog den Expeditionsräten gleich und schöpfte ihm als Besoldung 125 Gulden, 2 Scheffel Roggen, 20 Scheffel Dinkel, 3 Scheffel Haber, 3 Eimer Wein und 6 Meß Holz, die ihm die Rentkammer reichen mußte; ferner 175 Gulden, dieselbe Menge Getreide und Wein, samt 200 Büschel Reisig und 30 Gulden Hauszins von der Visitation (d. h. von der Kasse der Landeskirche).

Dieselben Kassen waren es auch, die zunächst die Mittel zum Schloßbau liefern mußten. Der Herzog berief eine „Konferenz“, die unter dem Vorsitz des Oberhofmarschalls Frhr. Georg Friedrich Forstner von Dambenoy, dem er als seinem Jugendfreund volles Vertrauen schenken konnte, die Beiträge festsetzte. Ihr gehörten als Mitglieder an der Präsident der fürstlichen Rentkammer Kammermeister Frhr. von Pöllnitz und der Expeditionsrat Erhard von der gleichen Behörde; daneben wurden auch die Expeditionsräte Scheinemann und O. Preber von der fürstlichen Visitation, sowie der Kammerbaumeister Math. Weiß, Professor Jenisch und der Baumeister Joh. Ulr. Heim zur Beratung zugezogen.

Nachdem auch diese Frage gelöst war, konnte unverzüglich mit dem Bau begonnen werden. Der Bauplatz, den Eberhard Ludwig für sein Jagdschloß erwählt hatte, war ihm schon seit Jahren vertraut und als Mittelpunkt für seine Jagdausflüge lieb geworden. Hatten sich ja dort schon seine Vorfahren im Amthaus des Hofgutes ein Absteigequartier einbauen lassen. Eberhard Ludwig, der die Jagd über alles liebte und schon 1702 einen Jagd- oder Hubertusorden gestiftet hatte, war daher zu dem Entschluß gekommen, die Hof- und Wirtschaftsgebäude auf

den Fuchshof zu verlegen und den Platz ganz seinem Jagdvergnügen dienstbar zu machen. Allerdings gehörte der Erlachhof nicht zum Hofkammergut und noch weniger zum Eigenbesitz des Herzogs. Er war vielmehr als ehemaliges Besitztum des Klosters Bebenhausen, wie aller Klosterbesitz des Landes, in der Reformationszeit dem Kirchengut einverleibt worden. Aber solcherlei Eigentumsrechte verursachten einem Fürsten jener Zeit keinerlei Bedenken. Schon im Jahre 1703 ließ er sämtliche Hofgebäude abbrechen und ihre Verlegung vornehmen. Die Arbeit ging so rasch von statten, daß am 7. Mai 1704 an Stelle des Amthauses der Grundstein zum „Fürstenbau“ — das war anfangs der Name des Schlosses — gelegt werden konnte.

Am Rande einer 25 Meter tief fast senkrecht zum Tälesbach abstürzenden Felswand sollte sich das Schloß in massiver Wucht in drei Stockwerken erheben.¹⁾ Da das ehemalige Amthaus eine Breite von 16—17 Meter hatte, und das Schloß bei 48,5 Meter Länge ebenfalls eine Breite von 16,7 Meter einnimmt, so liegt, wie K. Weiß sagt, die Vermutung sehr nahe, daß die Fundamente des abgebrochenen Baus für das Schloß benützt wurden, zumal da dessen Lage ein wenig gegen Nordosten verschoben ist.

Es wäre nun sicher verfehlt, wollte man für die Beurteilung der Leistung des Landbaumeisters Jenisch das Bild des heutigen Schloßbaus zu Grunde legen. Ihm war die Aufgabe gestellt, ein verhältnismäßig einfaches Jagdschloß zu erbauen. An eine Angliederung weiterer Bauten dachte man damals noch nicht.

Jenisch hielt sich in seiner Baugestaltung an das Vorbild der römischen Vorstadtvillen. Er umgab den Schloßbau auf der Nord-, Ost- und Westseite mit einer Terrasse. Die Vorder- und Rückseite zierte er in der Mitte zwischen je 5 Fenstern mit einem vornehmen Portal; wurden beide Portale geöffnet, so erschloß sich dem Auge ein prächtiger Durchblick auf die Anhöhe des Favoriteparks. Außerdem gab Jenisch jeder der beiden Schmalseiten eine Eingangstüre und je 3 Fenster. Als Baumaterial wählte er Quader aus dem Markgröninger Rotenackersteinbruch, die sorgfältig behauen, wie es der Stil- der Hochrenaissance erforderte, auf einander gefügt wurden. Da indes der Baustil der Renaissance die Verkröpfung der Fensterumrahmung noch

¹⁾ Was wir heute „Planie“ nennen, war damals nicht vorhanden. Das Gelände des Tälesbachs verlief zu jener Zeit in gleichmäßig sanfter Neigung von der Talkaserne bis zum Neckar. Die „Planie“ ließ erst Herzog Karl Eugen i. J. 1745—46 auffüllen. (Vergl.: Belschner, Ludwigsburg im Wechsel der Zeiten, S. 138).

nicht kannte, so ist anzunehmen, daß erst durch Jenisch's Nachfolger von dieser Form Gebrauch gemacht wurde. Fraglich bleibt auch, ob die leidenschaftlich bewegten, bis zur Fratzenhaftigkeit gesteigerten Köpfe mit dem Doppelköcher im Nacken, welche die wagrechte Verdachung der Fenster zieren, schon von Jenisch vorgesehen waren oder erst später aufgesetzt wurden. Ihre Bedeutung hat bis jetzt niemand erklärt. Es ist aber gar kein Zweifel, daß wir in ihnen Köpfe des Waldgottes Pan zu erblicken haben, der nach antiker Anschauung das Jagd- und Kriegsglück verleiht. Sie deuten somit auf die ursprüngliche Bestimmung des Schlosses und auf die kriegerische Zeit, in die seine Entstehung fällt.

Das Innere der 810 Quadratmeter umfassenden Baufläche ist bei voller Unterordnung unter den Zweckgedanken immerhin als eine künstlerische Raumschöpfung zu werten. Jedenfalls darf dies von der die Mitte einnehmenden Halle gesagt werden, die durch zwei Säulenreihen in 3 Schiffe gegliedert ist. In ihrer vornehmen Würde hatte sie, ehe sie ihre ursprüngliche Bestimmung an andere Räume verlor, als Versammlungsmittelpunkt für die Jagdgesellschaft und als Festhalle zu dienen; auch fanden darin öfters in der ersten Zeit die Sonntagsgottesdienste eine Stätte. Den Raum zu beiden Seiten der Vorhalle teilte Jenisch durch kreuzförmig gestellte Wände in je 4, fast gleich große Säle; die nordöstliche Ecke bestimmte er für die Treppe. Diese erscheint etwas schwerfällig; aber er gab ihr ein schmuckes Geländer, das er durch antike Vasen mit lebendigen Darstellungen und Vorgängen aus der römischen Geschichte schmückte. Wir fühlen uns durch sie mitten in das altrömische Leben hinein versetzt, sind Zuschauer bei einem prunkvollen Triumphzug, Zeugen eines feierlichen Opfers, erleben die Geschichte des Mucius Scaevola, des Kurtius und der Horatier.

Mit steigender Freude verfolgte der Herzog das Wachstum seines Schlosses. Er verlieh ihr dadurch Ausdruck, daß er schon ein Jahr nach der Grundsteinlegung an sämtliche Landesämter die Weisung richtete, daß „fürderhin der Erlachhof nimmer mit diesem Namen sondern „Ludwigsburg“ genannt werden“ solle.

Wäre das Jagdschloß nach den Entwürfen des Landbau-meisters Jenisch vollendet und nicht durch weitere Bauten vergrößert worden: es stünde heute als ein Bild von ausgeglichener Harmonie vor uns, als ein Traum inmitten einer träumenden Landschaft.

Aber eben um diese Zeit hatte sich allenthalben in den Ländern Europas ein Stilwechsel vollzogen. Die Zeit ver-

langte nach einer neuen Baugestaltung, die frei von den Fesseln der Renaissance ihre eigene Empfindungsweise künstlerisch zur Geltung gebracht sehen wollte. „Schönheit ist Kraft und Ausdruck innerer Bewegung“ — das war die Losung geworden, die im Barockstil ihre malerisch bewegte, lebensprühende Formensprache gefunden hatte. Herzog Eberhard Ludwig, ein Fürst von starkem, lebhaftem Kunstempfinden, lernte ihn auf seinen Reisen und Kriegszügen, die ihn anlässlich des spanischen Erbfolgekriegs zu den Ufern der Donau und bis nach Belgien führten, kennen, und entschloß sich nun, begeistert von dessen Glanz und Reichtum, sein Jagdschloß in der neuen Stilart ausführen zu lassen.

Während er sich mit diesen Gedanken beschäftigte, wußte Johann Friedrich Nette, ein Hauptmann unter seinen für den Krieg angeworbenen Genietruppen, die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich zu lenken. Er unterbreitete ihm Entwürfe, in denen er zeigte, wie das Schloß viel prunkvoller und anziehender im Barockstil ausgeführt werden könne. Diese Entwürfe offenbarten ein ganz hervorragendes Können, trafen den Geschmack des Herzogs besser als die Pläne des Landbaumeisters Jenisch und führten dazu, daß Nette an Jenisch's Stelle am 9. Mai 1707 zum Oberbaudirektor beim Ludwigsburger Schloßbau ernannt wurde. Jenisch blieb zwar Landbaudirektor, hatte aber von jetzt an nur noch die Pläne für die einfacheren Bauwerke des Landes zu entwerfen, wie denn z. B. das Waisenhaus zu Stuttgart (das jetzige Auslandsmuseum) nach seinen Entwürfen erbaut wurde; seine Beteiligung am Schloßbau beschränkte sich auf die Prüfung größerer Bauüberschläge, eine Aufgabe, die ihm als Mathematiker besonders nahe lag.

Es war gewiß eine herbe Enttäuschung für Jenisch, sehen zu müssen, wie ihm der Auftrag, den Schloßbau zu vollenden, den er so hoffnungsfreudig begonnen hatte, entzogen wurde. Dennoch ließ er sich in seinem Eifer, die Baukunst mit allen Kräften zu fördern, nicht beirren. Er trat jetzt mit dem Plane hervor, eine „architektonische Sozietät“ ins Leben zu rufen, und lud durch ein Rundschreiben den Major Nette, den Bürgermeister Rheinwald zu Stuttgart und den Baumeister Heim zum Beitritt ein, indem er darauf hinwies, daß es im Lande noch endlos vieles zu bessern, instandzusetzen und neu aufzubauen gelte. Durch diese Gesellschaft werde Deutschland seine Ehre gegenüber den vielerorts sich herandrängenden italienischen Baumeistern retten und großen Nutzen stiften können. Und obwohl seiner Einladung die Zustimmung versagt blieb, ließ er

sich doch von seinem Vorhaben, die Baukunst im Lande in Blüte zu bringen, nicht abschrecken. Er suchte vielmehr den Herzog, dem er die Früchte seines Fleißes und vor allem seine Dankbarkeit durch Leistungen zeigen wollte, selbst für seinen Plan, eine „Bauakademie“ zu gründen, zu gewinnen. In einer Eingabe vom 19. Febr. 1712 erbat er sich ferner die Genehmigung zur Einsichtnahme in die Bauakten des ganzen Landes, um dadurch in den Stand gesetzt zu werden, „dem herrschaftlichen Nutzen besser dienen zu können.“ Dies wurde ihm bewilligt, aber auf den Plan der Errichtung einer Bauakademie ging der Herzog nicht ein. Bekannt ist auch nicht geworden, ob Jenisch die Kenntnisnahme der Bauakten des Landes fruchtbar machen konnte. Es scheint nicht der Fall gewesen zu sein. Denn i. J. 1713 klagt er bitter darüber, daß man ihn viele Jahre lang in Untätigkeit gelassen habe. Jedenfalls trug Nette nichts dazu bei, daß Jenisch schöpferische Bauaufgaben zugeteilt wurden. Scheint doch je länger desto mehr das Verhältnis zwischen den beiden Bau-meistern unter einer gewissen Spannung gestanden zu haben.

Ja, aus dem Jahre 1714 erfahren wir von einem „garstigen Streit“, den der durch Kränklichkeit reizbar gewordene Oberbaumeister Nette mit dem Bauamt in Stuttgart, dessen Leiter Jenisch war, angefangen habe. Um sich der Verantwortung zu entziehen, reiste Nette anfangs Oktober d. J. ohne Erlaubnis einzuholen nach Paris. Schon fürchtete Oberhofmarschall v. Forstner, der wiederholt schon Mißhelligkeiten und Unregelmäßigkeiten auszugleichen gehabt hatte, die durch Nettos Schuld entstanden waren, der Flüchtling werde nicht wiederkehren. Da griff der Herzog, der den großen Baukünstler angesichts des mitten im Bau stehenden Schlosses nicht verlieren wollte, ein und führte eine Einigung herbei. Nette trat die Rückreise an, um wieder in sein Amt zurückzukehren, erlag aber unterwegs zu Nancy einem neuen Krankheitsanfall am 9. Dezember 1714.

Wider Erwarten sah sich der Herzog nun doch in die Notwendigkeit versetzt, einen Architekten suchen zu müssen, der die Eigenschaft besaß, den Ludwigsburger Schloßbau in großem Stil weiter zu führen. Er gab der Ludwigsburger Baudeputation die Weisung, Vorschläge für die Neubesetzung der Stelle einzureichen. Eine Bewerbung war von Donato Giuseppe Frisoni, der seit 1709 als Stukkator an der inneren Ausschmückung des Schlosses arbeitete, eingelaufen. Aber die Baukommission lehnte ihn kurzer Hand ab, weil er obwohl ein sehr guter Stukkator und Zeichner, jedoch eben kein Architekt sei. Sie lenkte die Aufmerksamkeit des Herzogs auf den Architekten und Lackier J. J. Sän-

ger, der J. J. Heim an der Ausgestaltung des entzückenden chinesischen Kabinetts im Jagdbau tätig war, und auf den Hauptmann Reichmann, der sich, aus guter Schule hervorgegangen, durch gründliche Kenntnisse in der Architektur auszeichne, jedoch im Kriege ein Auge verloren habe, um schließlich in vorderster Linie den Landbaudirektor Jenisch zum Nachfolger Nettes in warmen Worten in Vorschlag zu bringen. Ihm gehe an der Architektur nichts ab, er verstehe die bauliche Verwaltungstätigkeit vortrefflich, könne von all seinem Tun und Lassen Red und Antwort geben, erweise jedermann die gebührende Achtung, sei überdies Landeskind und eigne sich also vor anderen, besonders auch wegen der Aufsicht im Bauwesen, zur Uebernahme der Stelle.

Aber nun zeigte es sich, daß Eberhard Ludwig alle seine Räte an künstlerischem Scharfblick und an Verständnis für große Bauaufgaben überragte. Wußte er doch genau, daß sich Jenisch zwar gründlich in die Bauweise der Renaissance eingelebt habe, daß er aber der Schöpferkraft der neuen Zeit als ein Gelehrter gegenüberstand, der nicht schwellendes Leben zu gestalten vermöge, sondern sich von wissenschaftlicher Gelehrsamkeit leiten lasse.

Der Herzog versuchte es einige Wochen lang mit Reichmann. Aber eben um diese Zeit legte ihm Frisoni, der sich im Streben nach einer höheren, besser bezahlten Stellung nebenbei gründlich in die Bauweise Nettes eingelebt hatte, Pläne ¹⁾ vor, die ihn dazu bestimmten, den Stukkator mit der Weiterführung des Schloßbaus zu betrauen. Und in der Tat: Frisoni verstand es nicht nur, den Baugedanken des Herzogs die von diesem gewünschte äußere Gestalt und innere Einrichtung zu geben, sondern auch die einzelnen von ihm errichteten Gebäude so untrennbar innig und so bildschön mit den schon vorhandenen in eins zusammenzuschweißen, daß heutzutage das aus 18 Bauten bestehende Schloß mit seinen 452 Innenräumen als ein organisch gewachsenes Ganze vor uns steht, als ob die ganze Bauanlage nur aus einem einzigen Gedanken entsprungen wäre. Letzten Endes freilich aus dem Eberhard Ludwigs, der nicht nur alle Pläne seiner Baumeister mit dem Kennerblick eines hochbegabten Bauherrn aufs sorgfältigste prüfte, sondern

¹⁾ Diese vier handschriftlich von Frisoni mit vollem Namen unterzeichneten Bauentwürfe befinden sich, wie erst kürzlich bekannt wurde, sonderbarerweise in der Landesbibliothek zu Darmstadt. Sie zeugen von großer Klarheit und geben einen lehrreichen Aufschluß über den Werdegang des Schloßbaus.

auch gar oft tiefgreifende Umänderungen befahl, ja fast ebensooft schon fertige Bauten wieder abbrechen ließ, um das Bild der ganzen Schloßanlage nach seinem Sinn zu gestalten.

Es war die bitterste Enttäuschung seines Lebens, die Jenisch damals erfuhr, als er sich zum zweitenmale zur Seite gedrängt sah und zwar zugunsten eines Mitbewerbers, den die Baudeputation abgelehnt hatte, weil er gar kein Architekt sei. Er prüfte zwar auch ferner auftraggemäß die Bauüberschläge zu den Schloßbauten und zu den Amthäusern der Stadt. Aber wer möchte es dem braven, eifrigen Landbaumeister verdenken, wenn er sich seines Architektenberufes nicht mehr freuen konnte. Nachdem er noch auf herzoglichen Befehl die Bauüberschläge zu dem großen Neuen Hauptbau (dem Südbau) begutachtet hatte, zog er sich ganz auf seine Lehrtätigkeit zurück und übernahm i. J. 1727 als Nachfolger des evangelischen „Abtes“ Phil. Heinr. Weissen-see die Leitung des niederen theologischen Seminars zu Blaubereun.

Damit schied er endgültig von jeder Beteiligung am Bauwesen und widmete sich mit gewohntem Eifer seiner Lehrtätigkeit und der Erziehung angehender Theologen. Nebenbei beschäftigte er sich gerne mit physikalischen Versuchen. Im Jahre 1733 trat er mit einer Schrift an die Oeffentlichkeit, in der er ein „neuerfundenes Mittel, Holz, Torf etc. zu unglaublichem Nutzen zu treiben“, anpreist. Seine Erfindung behandelte er, der Sitte der Zeit folgend, als ein Geheimnis. Aus seinen Ausführungen geht nur soviel hervor, daß er überzeugt war, ein Verfahren gefunden zu haben, wonach die Heizkraft der Brennstoffe ergiebiger als gewöhnlich geschah, ausgenützt werden könne. Er versprach sich von seiner Erfindung bedeutende Einnahmen und schmeichelte sich mit der Hoffnung, seine „Familie wieder zu dem Lustre und Flor zu bringen, wozu sie vor 100 und 200 Jahren von weyland denen glorwürdigen Römischen Kaysern Maximilian J. und Ferdinand II. erhoben worden“. Ob er mit seiner Erfindung Anklang fand, und ob ihn das Glück auf diesem Gebiet für die erlebten Zurücksetzungen entschädigte, ist nicht bekannt geworden.

Eine gewisse Genugtuung mochte er immerhin empfinden, noch beobachten zu können, wie das Glück auch seinen beiden Nachfolgern, denen er hatte weichen müssen, seine vergängliche Seite zeigte. Der in seinen letzten Lebensjahren vielfach von Krankheit beschwerte Nette war schon i. J. 1714 im Auslande gestorben, während Frisoni nach Eberhard Ludwigs Tode wegen Veruntreuung gefangen gesetzt wurde. Die gegen ihn angestrengte

Untersuchung endigte zwar mit Freisprechung; aber schon wenige Monate nach seiner Wiederanstellung starb er am 29. Nov. 1735, erst 52 Jahre alt.

Jenisch lebte noch bis zum 30. Juni 1736. Der gleichzeitig mit ihm in Blaubeuren am Seminar tätige Klosterpräzeptor Joh. Konr. Ergenzinger (später selbst Abt oder Ephorus) rühmt ihn in seinen autobiographischen Notizen als einen Mann von scharfem Verstand und angenehmem Wesen („vir acuti et amoeni ingenii“).

Es ist auffallend, daß der Name des ersten Schloßbau-meisters Jenisch so rasch in Vergessenheit geraten konnte. Nicht einmal der sonst in seinen Aufzeichnungen so sorgfältige Dekan Georg Sebastian Zilling (geb. zu Ludwigsburg am 10. Okt. 1725, gest. 31. Jan. 1799) nennt ihn in seinem „Ludwigs-burger Notabilien-Buch“. Und doch wird der „Fürstenbau“ erst dann ganz verständlich, wenn man die Tätigkeit Jenisch's kennt. Denn Jenisch ist es, der gemeinsam mit seinem Herzog den Lage-plan für den Fürstenbau ausgewählt hat, der dann auch für die anschließenden Teile der ganzen Schloßanlage maßgebend ge-worden ist. Außerdem darf nicht übersehen werden, daß er in dem Erdgeschoß des Jagdschlusses eine ganz ungemein solide und dauerbeständige Grundlage für den Oberbau geschaffen hat, die ihn gegenüber allen anderen Schloßgebäuden ausdrucksvoll her-vorhebt.

Pater Fischer:
Das Abenteuerleben eines Ludwigsburgers.
Von C. Belschner.

1. Der Bußgang auf den Friedhof.

Es war in den ersten Tagen des Monats September 1864. Der Totengräber Joh. Jak. Storz (geb. 1785, gest. 1872) war auf dem alten Friedhof in Ludwigsburg eben damit beschäftigt, für einen weltmüden Erdenpilger ein Grab auszuheben. Da trat ein hochgewachsener Herr in der Kleidung, welche die Weltgeistlichen in katholischen Ländern zu tragen pflegen, an ihn heran und fragte ihn nach dem Grabe des Metzgermeisters Karl Samuel Fischer. Storz geleitete ihn an die gesuchte Stelle und begab sich dann wieder an seine Arbeit, beobachtete aber den Ankömmling aufmerksam aus einiger Entfernung. Er sah wie der Fremde in tiefer Bewegung an der gesuchten Ruhestätte stand, dann niederkniete und weinte. Nachdem er sich erhoben hatte und zum Gehen anschickte, näherte sich ihm Storz wieder und sagte: „Sie sind der August!“ „Ja, ich bin's,“ erwiderte der Besucher; „aber sagen Sie niemand, daß ich da sei.“

Dem Totengräber mochten bei seiner Beobachtung allerlei unstimlige Gedanken durch den Kopf gegangen sein. Er wußte, daß dieser August vor etwa 25 Jahren infolge eines vielbesprochenen Vorgangs über Nacht aus Ludwigsburg verschwunden und nach Amerika gegangen sei. Seither hatte man so gut wie nichts mehr von ihm gehört. Er wußte weiter, daß er der Sohn evangelischer Eltern sei. Nun stand er in der Tracht eines katholischen Priesters vor ihm.

Wie war das alles gekommen? Wenn dies im Folgenden erzählt wird, so klingt es wie ein Abenteuerroman aus Märchenlanden und ist doch wahrheitsgetreue, gelebte Wirklichkeit.

2. Was ein Häkchen werden will...

Die Eltern Augusts waren achtbare, fleißige Gewerbsleute in bescheidenen Verhältnissen. Der Vater, Bürger und Metzgermeister Fischer, geboren am 18. Februar 1788, war am 21. November 1851 gestorben. Die Mutter Friederike Elisabeth, geb. Maurer (13. Dezember 1798 bis 18. September 1872) lebte zur

Zeit des Besuchs ihres Sohnes noch. Unter den 8 Kindern war August Ludwig Gottlob als das vierte am 22. Juni 1825 geboren. Eine um anderthalb Jahre ältere Schwester Wilhelmine wird als gutes Mädchen geschildert. August bemühte sich um ein derartiges Lob nicht. Er war zwar vorzüglich begabt und wurde deshalb dem Lyzeum seiner Vaterstadt als Schüler übergeben. Aber die Zeugnisse, die ihm sein Lehrer an Georgii 1834 ausstellte, lauten sehr übel. Sitten: schlecht; Fleiß und Fortschritte: schlecht; Gaben: ziemlich gut; Platz: der 7. unter 28 Schülern — eine Zusammenstellung, aus der die niedrige Wertung seiner Begabung sich ohne weiteres erklärt.

Damit stimmt vollständig überein, was ein entfernter Verwandter der Familie, der nachmalige Oberst A. v. Schäffer, der als junger Offizier bei seinen Eltern im Fischerschen Hause (Schorndorfer Straße 33) wohnte und handschriftlich vorhandene Lebenserinnerungen*) hinterlassen hat, über den dreizehnjährigen August sagt: „Er war ein Ausbund von Händelsucht und Widerspenstigkeit, der mit seinen roten Haaren und den Sommersprossen im trotzigen Gesicht einen widerwärtigen Eindruck machte.“

Die Eltern hatten unablässig große Not mit dem Jungen, und als sie nicht mehr mit ihm fertig wurden, brachten sie ihn 1837 in die damals neugegründete Kinderrettungsanstalt Lichtenstern, ihr die Zähmung des Widerspenstigen anvertrauend. Aber auch dort änderte er sein Wesen nicht im geringsten. Der damalige Komiteevorstand der Anstalt, Stadtpfarrer Hegler in Löwenstein, schrieb nachmals („Augsburger Allgem. Ztg.“ vom Jahr 1864 S. 644) über den unverbesserlichen Knaben: „Nach kurzem Aufenthalt an einem Orte, wo doch mancherlei Unarten nichts Seltenes waren, zeigte Fischer bald so verderbte Angewohnungen, solche Verhärtung gegen alle Einwirkungen und eine solche Ueberlegenheit über die übrigen Kinder, die er zu Unarten mit fortriß, daß wir nach langer Geduld diesen Knaben im September desselben Jahres zu entlassen veranlaßt waren.“

Er kam nun wieder nach Ludwigsburg. Im Jahre 1839 wurde er in der evangelischen Stadtkirche konfirmiert. Die Eltern, die wohl glauben mochten, daß sich seine ungestüme Kraft in einem anstrengenden Handwerk am besten austoben könne, gaben ihn jetzt einem Schmied in die Lehre. Aber schon nach einem Jahre erlebten sie eine neue, schwere Enttäuschung Au-

*) Die betreffenden Abschnitte wurden mir von Hauptmann a. D. Erbe, dem Besitzer der Handschrift seines Großoheims, freundlich zur Verfügung gestellt.

gust geriet mit einem Mitarbeiter in Raufhändel, schlug den Gegner mit einer Eisenstange nieder und verletzte ihn so schwer, daß anfangs an seiner Wiederherstellung gezweifelt werden mußte. Nun blieb nur noch Amerika als Zuflucht für August übrig.

Um ihn einer gerichtlichen Bestrafung zu entziehen und um die Schande von der Familie abzuwenden, brachte ihn sein Vater noch in derselben Nacht in einem Gefährt über den Schwarzwald nach dem französischen Straßburg. Es traf sich günstig, erzählt A. v. Schäffer, daß eben um diese Zeit die Schwester der Frau Fischer, die Witwe des Kameralverwalters Gehring von Großbottwar, mit ihren Kindern nach Amerika reiste, um diesen dort eine bessere Zukunft zu suchen. Mit diesen Verwandten traf August Fischer unterwegs zusammen, um gemeinsam mit ihnen die Ueberfahrt zurückzulegen. Und merkwürdig: auf demselben Schiff fuhr damals auch Stadtpfarrer Hegler*), der (1840) über Holland nach Paris zu reisen im Begriff stand. „Unterhalb Köln“, erzählt Hegler, „näherte sich mir ein junger Mensch, der sich mit einiger Scheu als den „Fischer“ zu erkennen gab. Seine Eltern wußten je länger, je weniger mit ihm anzufangen, und so hätten sie ihn nach Amerika geschickt. Der junge Mensch schien etwas zutraulicher geworden zu sein. Er ließ noch besonders die Mutter grüßen.“

Die Ankunft im neuen Erdteil begann mit einem bösen Auftakt. Im Angesicht der Küste erlitten die Reisenden Schiffbruch. Frau Gehring und ihre Kinder kamen dabei um. Aber „Unkraut verdirbt nicht“: Fischer wurde gerettet.

Im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten angekommen versuchte er es zuerst als Metzgerbursche; zwischenhinein fristete er sein Leben auch durch landwirtschaftliche Arbeiten. Auf dem Wege des Viehhandels kam er allmählich nach Texas, wo er sich, ausgerüstet mit guten Schulkenntnissen, unter den rohen, ungebildeten Ansiedlern als Schreiber und Rechner nützlich machte. Da fand zu Beginn des Jahres 1848 ein Arbeiter in Kalifornien an der Stelle, wo jetzt Sacramento liegt, in einem Mühlgraben Gold. Man forschte weiter nach und entdeckte immer neue Mengen des edlen Metalls. Ein Goldfieber erfaßte jetzt ganz Nordamerika. Tausende und Abertausende, die schnell reich werden wollten, eilten aus aller Welt in das Goldland. Unter ihnen auch Fischer. Wie lange und mit welchem Erfolg er unter den Goldgräbern verweilte, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß er bald als Clerk (Schreibgehilfe) in die Kanzlei eines Notars eintrat. Dank seiner hervorragenden Begabung erwarb er sich dort

*) später von 1853—1865 Stadtpfarrer in Markgröningen.

mancherlei Kenntnisse im Rechtswesen, die ihm später zustatten kamen.

3. Neue Wege — Pater Augustin.

In dieser Stellung zog er die Aufmerksamkeit der jesuitischen Missionen auf sich, ließ sich von ihnen zum Uebertritt zur katholischen Kirche überreden und zum Geistlichen ausbilden. Ihrem Orden trat er jedoch nicht bei. E. C. conte Corti bezeichnet ihn in seinem umfassenden Werke „Maximilian und Charlotte von Mexiko“ durchweg mit einer gewissen Gehässigkeit als einen Jesuiten. Durch Nachforschungen, die wir einem hochgestellten Geistlichen in Rom verdanken, ist indes einwandfrei festgestellt, daß der Name „Augustin Fischer“ in den sehr sorgfältig geführten Verzeichnissen der Angehörigen des Ordens Jesu nicht erscheint. Auch eine Photographie, die bei Fischers Aufenthalt in Rom (wovon später) angefertigt wurde, stellt ihn in der gewöhnlichen Kleidung der Weltpriester dar. Wäre er Jesuit gewesen, so hätte er sich am Sitz des Papstes kaum einer anderen als der vorgeschriebenen Ordenskleidung bedienen können.

Fischer wurde also Weltgeistlicher — „Padre“ nennen die Mexikaner die Angehörigen dieses Standes — und war eine Zeitlang Pfarrer zu Parras in der Landschaft Durango, wo er mehrere Gemeinden zu Pferde versah. Hier gewann er die Freundschaft des einflußreichen Großgrundbesitzers Sanchez Navarro, der zweifellos in Fischer damals ein geschicktes Werkzeug für die Bestrebungen seiner Partei erblickte. Es darf wohl als sicher angenommen werden, daß der Pater seiner Empfehlung den Posten eines Sekretärs des Bischofs von Durango zu verdanken hatte. Aber er zeigte sich dieser Stellung durchaus unwürdig. Denn er führte ein lockeres, ja liederliches Leben. Es ging ihm offenbar wie seinem Namenspatron, dem heiligen Augustin. Der war in Alexandrien ein sehr liederlicher Student. Er bekehrte sich und gesteht in dem berühmten Buche seiner „Bekenntnisse“, er habe oftmals gebetet: „Vater, befreie mich aus dem Schlamm meiner Sünden“. Jedoch der alte Adam sei plötzlich wieder hervorgebrochen und er habe im gleichen Atem hinzugefügt: „aber nur nicht so schnell“.

Peinliche Vorfälle führten dazu, daß Fischer aus seiner Stellung entlassen werden mußte. Er hielt sich nun zunächst wieder bei Sanchez Navarro auf, ging dann aber 1863 nach der Hauptstadt Mexiko und begab sich im Spätsommer des Jahres nach Europa.

Anfangs September 1864 begegnen wir ihm, wie eingangs erwähnt wurde, in Ludwigsburg. War es Sehnsucht nach der alten Heimat? Oder wollte er vielleicht durch eine längere Abwesenheit von Mexiko die üblen Vorgänge, die sich an seinen Namen hefteten, in Vergessenheit bringen? Möglich ist auch, daß ihn geheime Aufträge seiner Partei zu dieser Reise veranlaßten. Er selbst hat sich gegen niemand darüber ausgesprochen. Festen Boden scheint er aber damals doch unter den Füßen gehabt zu haben. Denn am 12. September 1864 ließ er auf dem hiesigen Rathaus seine Namensunterschrift unter einer Urkunde beglaubigen, durch die er auf alle und jede väterliche, mütterliche und brüderliche Erbschaft Verzicht leistete. Er wohnte bei seiner Mutter und Schwester und machte auch Besuche bei der übrigen Verwandtschaft. Von den sieben Kindern seines Oheims Louis Fischer (Wilhelmstr. 17) schenkte er jedem einen württ. Dukaten (etwa 10 Mark). Die älteren Verwandten fühlten sich jedoch von dem geistlichen Herrn Vetter nicht erbaut. Befremdete sie schon sein Glaubenswechsel, so waren sie vollends ungehalten darüber, daß er sich bei allen Fragen nach seinem Lebensgang seit der Flucht in Schweigen hüllte. Begreiflich. Hatte er doch, wie wir jetzt wissen, allerlei Gründe, die ihm empfahlen, die Verwandten in seine Erlebnisse nicht einzuweißen. Im folgenden Jahre treffen wir ihn wieder in Mexiko. Denn im Lande der Vulkane hatten sich inzwischen Veränderungen vollzogen, die für ihn von Wichtigkeit werden konnten.

4. Mexiko — Kaiser Maximilian.

Dort war im Jahre 1823 Don Augustin Iturbide, ein spanischer General, der sich selbst zum Kaiser gemacht hatte, erschossen worden. Seitdem war das Land mehr als je von Parteikämpfen durchwühlt. Jeder, der ein wenig Talent oder militärischen Anhang besaß, hielt sich für berufen, die oberste Stelle im Staate einzunehmen. Durch ein „Pronuntiamiento“ (öffentliche Kundgebung) rief er sich zum Präsidenten oder Diktator aus und trat für diese selbstgeschaffene Regierung in den Kampf, bis einer kam, der für den Augenblick über mehr Macht verfügte. So glomm das Feuer des Bürgerkriegs, oftmals in verheerende Flammen ausbrechend, unablässig unter der Asche weiter. In 35 Jahren lösten 27 Präsidenten und Diktatoren einander ab, obwohl die Verfassung eine achtjährige Amtszeit vorsah. Eine große Verwirrung hatte sich infolge dieser Vorgänge der Geister bemächtigt. Das Banditenunwesen, dem Volke zur zweiten Natur geworden, untergrub auch den letzten Rest

des Gefühls für Pflicht, Ehre und soziale Rechtschaffenheit. Unruhe, Raub, Plünderung und Mordtaten waren an der Tagesordnung; kurz das ganze Reich litt unsäglich unter Zerrüttung und Zerklüftung.

Unter den vielen Parteien waren von wirklicher Bedeutung nur die sogenannte klerikal-konservative und die liberale. Zur ersten gehörte die Geistlichkeit, die es zur Zeit der spanischen Herrschaft verstanden hatte, den größten Grundbesitz im Land in ihre Hände zu bringen, und die ansehnliche Zahl von weltlichen Großgrundbesitzern. Zur liberalen die sogenannten Republikaner, deren ganzer Liberalismus übrigens nur in der Feindschaft gegen das geistliche und jedes sonstige größere Besitztum bestand. Gemeinsam war beiden Parteien der Mangel an Ueberzeugungstreue und der Haß gegen alles Fremde.

Als im Jahr 1861 der Advokat Benito Juarez, ein Vollblutindianer, die Regierungsgewalt an der Spitze der Liberalen an sich riß, alle Güter der Kirche rücksichtslos einzog, die der Reichen mit Beschlag belegte, die Klöster aufhob, die Bischöfe und die hervorragendsten Männer der Gegenpartei auswies, sowie alle Religionen als gleichberechtigt erklärte, setzten die Konservativen ihre ganze Hoffnung auf einen katholischen Monarchen, durch den sie das Verlorene wieder gewinnen zu können glaubten.

In diesem Bestreben kam ihnen für den Augenblick die schroffe Rücksichtslosigkeit des Präsidenten, der die Vereinbarungen mit den europäischen Mächten für ungültig erklärte, zustatten. Die Rückzahlung der Anleihen und selbst der Zinsendienst wurde eingestellt, die fremden Kaufleute sahen sich mit Zwangsanleihen belegt und sonst in jeder Weise aufs empfindlichste geschädigt.

Napoleon III., an dessen Hof die mexikanischen Flüchtlinge großen Einfluß gewonnen hatten, verlangte Entschädigungen und sandte 1861 einen Heereszug nach Mexiko. Juarez sah sich gezwungen mit seinen Scharen nach Norden zurückzuweichen und Verhandlungen anzuknüpfen. Napoleon trat jedoch allmählich mit dem Plane hervor, ein mexikanisches Kaisertum unter französischer Schutzherrschaft zu gründen. Auf 25 000 Mann vermehrt besetzten seine Truppen im Jahr 1863 die Hauptstadt Mexiko.

Für den Thron faßte er den österreichischen Erzherzog Maximilian, einen Bruder des Kaisers Franz Joseph, ins

Auge, ein Plan, der unter eifrigster Mitwirkung der Kaiserin Eugenie und der schmeichlerischen mexikanischen Emigranten nach langen Verhandlungen zum Entschluß reifte. Maximilian (geb. 6. Juni 1832) galt für den schönsten Prinzen Europas. Gleich ihm wurde seine Gemahlin Charlotte, eine Tochter des belgischen Königs Leopold I., als die schönste Prinzessin gepriesen. Beide waren von hohem Ehrgeiz und Tätigkeitsdrang beseelt. Maximilian, in dessen Wesen sich Ritterlichkeit mit Vornehmheit des Denkens, Liebenswürdigkeit mit Abenteuerlust und Güte mit Schwäche mischten, war jedoch nicht der Mann, dem für die überschwere Aufgabe, in dem mexikanischen Wirrwarr stets ohne Wanken und Schwanken durchzugreifen, hinreichend Kraft und Entschlossenheit zu Gebot standen. Trotz aller Warnungen derjenigen, welche die mexikanischen Verhältnisse näher kannten und nüchtern beurteilten, schenkte er den Stimmen derer, die alles in rosigen Farben schilderten, mehr Gehör. Die Verlogenheit, mit der ihm die Franzosen unter Mithilfe der Konservativen eine überwältigende Kundgebung des mexikanischen Volkes zu seinen Gunsten vortäuschten, konnte er allerdings nicht durchschauen. Als dann vollends Napoleon ihm eine Anleihe und dauernde Unterstützung zusicherte, erklärte er sich mit Begeisterung zur Annahme des Thrones bereit.

Am 14. April 1864 brach er mit seiner Gemahlin von seinem märchenhaften Schloß Miramar (bei Triest) auf und traf am 12. Juni in der Hauptstadt Mexiko ein.

Nun hielt die Konservative Partei ihre Zeit für gekommen. Doch darin täuschte sie sich. Der Kaiser wollte nicht mit einer Partei regieren, wenn er dieser auch seine Wahl zu danken hatte. Blüte, Reichtum und Macht wollte er der Gesamtheit seiner Untertanen geben. Deshalb war sein Sinn darauf gerichtet, die Parteien zu vereinen, zu versöhnen. Zunächst versuchte er es, die gemäßigten Liberalen auf seine Seite zu bringen. Im Einverständnis mit ihnen bestätigte er die von Juarez verfügte Verweltlichung der Kirchengüter, schon darum, weil diese inzwischen mehrfach ihre Besitzer gewechselt hatten. Nur die Verkäufe, die nicht einwandfrei abgeschlossen waren, sollten rückgängig gemacht werden. Dafür sollte die Geistlichkeit ihre Bezüge in Zukunft vom Staat erhalten und ihr ihr Einfluß auf die Schulen wieder zurückgegeben werden. Aber von der Duldung anderer Bekenntnisse wollte er nicht abgehen. Außerdem nahm er die Rechte der früheren spanischen Regierung hinsichtlich der Ernennung der Bischöfe, sowie die Oberaufsicht über die Geistlichkeit und die Orden für sich in Anspruch.

Die Geistlichkeit verlangte jedoch die Rückgabe aller ihrer früheren Besitzungen, die Aufhebung aller Reformgesetze, das Verbot jeder nichtkatholischen Konfession, völlige Freiheit der Bischöfe in Ausübung ihres Kirchenamtes, Wiederherstellung der religiösen Orden und überhaupt in allen Stücken völlige Unabhängigkeit vom Staate. An diesen Forderungen hielt sie mit Zähigkeit fest, und der heilige Stuhl in Rom stand grundsätzlich auf ihrer Seite. So befand man sich bezüglich dieser Angelegenheit in einer richtigen Sackgasse.

5. Kaiserlicher Diplomat in Rom.

Während diese Fragen die Gemüter in Aufregung hielten, traf Pater Fischer aus der Provinz Cuahuila, wo er ein Vikariat versah, in Mexiko ein, um in ihrem Auftrag dem Kaiser gewisse Wünsche und Bitten zu unterbreiten. Durch seinen Freund Sanchez Navarro wurde er vorgestellt. Maximilian, der sich von schön gewachsenen Menschen mit gefälligen Umgangsformen leicht einnehmen ließ, faßte Vertrauen zu dem landeskundigen deutschen Priester und erbat sich von ihm einen Bericht über den Zustand des Landes. Der gewandte Pater überreichte ihm ein Machwerk, das in blendendem Stil abgefaßt war. Da sich Fischer auch durch Schmeicheleien angenehm zu machen wußte, so glaubte Maximilian in ihm den Mann gefunden zu haben, der ihm in der Kirchenfrage nützliche Hilfe leisten könne, und ernannte Fischer, von dessen Vergangenheit er nichts wußte, zu seinem Honorarkaplan.

Die Geistlichkeit kannte zwar den höchst anstößigen Lebenswandel des Paters wohl. Aber einerseits war sie im großen und ganzen kaum besser als er. Hatte doch der Kaiser schon nach kurzer Anwesenheit in Mexiko feststellen müssen, daß es „ihr insgesamt an christlicher Liebe und Moralität fehle“ Andererseits aber benützte sie gerne die hervorragende Begabung Fischers, seine Klugheit und sein diplomatisches Geschick, um ihren Wünschen näherzukommen. Dies um so mehr, als sie wußte, daß der Kaiser ein Konkordat mit der Kurie anstrebte. Schon einige Zeit vorher hatte er eine dreigliedrige Gesandtschaft nach Rom abgeordnet, die durch persönliche Unterhandlungen eine Einigung vermitteln sollte. Aber dort hatte man deren Empfang fortwährend hinausgezögert.

Da kam Fischer dem Kaiser eben recht. Er ließ von ihm ein neues Konkordat ausarbeiten, das von dem bisherigen Entwurf in einigen Punkten abwich. Der Pater erbot sich, dessen Annahme in Rom durchzusetzen. Der Kaiser, der in Fischers

Vorschlag einen gangbaren Weg sah, sandte ihn im Oktober 1865 in vertraulicher Mission an den Papst mit einem Handschreiben, worin er ihn als „eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des mexikanischen Klerus“ vorstellte.

In Rom angekommen, wurde er sogleich von Pius IX. empfangen. In der Aussprache ließ der Papst zwar gelten, daß der Kaiser es gut meine. Auch von der Notwendigkeit kirchlicher Reformen, sagte er, sei er vollkommen überzeugt, aber diese müßten vom heiligen Stuhl ausgehen und nicht vom Kaiser. Demgegenüber trat Fischer sehr geschickt mit Einwendungen

[Bild]

hervor: wenn der Klerus und die Kirche gegen Maximilian arbeite, so werde vielleicht das Kaisertum fallen. Ob aber das, was nachher komme, der Kirche angenehm sein werde, das sei doch sehr die Frage—

Der Papst blieb jedoch bei seinem „Aber“, an dem in der Folge alle kaiserlichen Bemühungen scheitern mußten.

Trotz alledem wiegte sich Fischer im Scheine großer Zuversicht. Er trat mit den Kardinälen Antonelli und Franchi in Verhandlungen ein. Dem Kaiser schrieb er hierüber, wie Gräf Corti mitteilt, endlose, farbenreiche und hoffnungsvolle

Berichte, worin er nicht versäumte, seine eigenen Fähigkeiten in das hellste Licht zu rücken. Maximilian ließ sich vollständig davon einnehmen. „Jede Zeile,“ schrieb er ihm, „war für mich von größtem Interesse und von wahrhafter Belehrung. Denn es spricht aus Ihren Worten eine Frische des Geistes und eine Kenntnis der Sachlage, die bewundernswert ist.“

In Wirklichkeit war das Vertrauen, das man Fischer in Rom entgegenbrachte, eingedenk seiner anrühigen Vergangenheit, stark mit Mißtrauen gemischt. Der Pater ließ sich dies wenig anfechten. Er wohnte in dem schönen Palast Braschi, pflegte seines Daseins süße Gewohnheit und gab, wie Kurt v. Schlözer in seinen „Römischen Briefen“ schreibt, „höchst opulente Dinners, nach denen er prachtvolle Havannazigarren rauchen ließ.“ Natürlich! Das ging ja alles auf Staatskosten. Daneben fuhr er fort, dickleibige, in Erfolg schillernde Briefe zu schreiben, die er durch Beimischung von päpstlichem Hofklatsch anziehend zu machen wußte. So unterließ er nicht, das Neueste über die Mätresse des Kardinals Antonelli zu berichten. Warum ihm die Erwähnung derartiger Dinge wichtig erschien, werden wir später erfahren. Der Kaiser zeigte sich fortdauernd über diese Briefe sehr befriedigt. „Mit inniger Freude;“ lautete ein andermal seine Antwort, „erhielt ich Ihre zwei lieben Briefe und las deren Inhalt mit dem größten Interesse, entzückt von dem klaren Geist und dem richtigen Verständnisse, die aus jeder Zeile leuchten. Hätte ich nur sechs Diplomaten wie Sie, und unsere Angelegenheiten würden anders stehen. Je mehr und je öfter Sie schreiben, desto zufriedener werden Sie mich stellen.“

Ein Jahr lang hatte man nun schon in Rom auf, beiden Seiten mit Winkelzügen und Ausflüchten gearbeitet. Aber erreicht war nichts. Erfuhr der Kaiser den wahren Sachverhalt, so war es um die Stellung Fischers geschehen. Diese Gefahr stand jetzt unmittelbar bevor. Kaum hatte der Pater davon Kenntnis erhalten, so begab er sich schleunigst auf die Rückreise. Denn es lag ihm alles daran, den Kaiser in dem Glauben zu erhalten, daß dennoch eine Lösung der Kirchenfrage nahe bevorstehe. In diesem Bestreben schrieb er ihm von Paris aus, er bringe zwar kein Konkordat mit, aber doch Vorschläge, die zu einem schleunigen und guten Ende führen werden. Diese liefen darauf hinaus, daß die Bischöfe und Prälaten zusammentreten, die bisher vorliegenden Konkordatsentwürfe prüfen und gegebenenfalls selbst einen Entwurf ausarbeiten sollten. Nichts zeigt uns den ränkevollen Geist des Paters in hellerem Lichte, als dieses diplomatische Meisterstück. Denn daß bei der bekannten Einstellung

der Geistlichkeit von dorthier keine Lösung der verwickelten Frage zu erwarten stand, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Fischers Befürchtung, bloßgestellt zu werden, ging von einer Reise der Kaiserin aus. Die Schwierigkeiten, die der Regierung Maximilians im Wege standen, hatten sich nämlich berghoch gehäuft. Die Finanzen waren, da die Franzosen fast alle Einkünfte für sich beanspruchten, ganz unheilbar zerrüttet. Napoleon hatte sich einst vor der Thronannahme des Erzherzogs vertraglich verpflichtet, seine Truppen für sechs Jahre in Mexiko zu belassen. Als er aber gesehen hatte, daß der von der Expedition erhoffte Geld- und Landgewinn ausblieb, daß der Sezessionskrieg einen für Nordamerika günstigen Ausgang genommen hatte, und von dorthier wiederholt Drohungen gegen seine Einmischung in die Verhältnisse der Neuen Welt ausgesprochen wurden, weil ferner auch die Zustände in der Heimat ihm ernste Sorgen bereiteten, hatte er bei sich beschlossen, Mexiko im Stich zu lassen, seine Truppen zurückzuziehen, und schon am 1. Januar 1866 in seiner Thronrede eine Erklärung in diesem Sinne abgegeben. Statt die Vernichtung des Gegners anzustreben, hatte sich General Bazaine auf seine Weisung hin nach allerlei Mißerfolgen immer mehr zurückgezogen. Ueber alledem war es zu dauernden Mißhelligkeiten zwischen dem General und Maximilian gekommen. Die Unsicherheit wurde immer größer. Schon machten Juaristische Banden die Gegend um die Hauptstadt unsicher.

Angesichts aller dieser Bedrängnisse erwog Maximilian den Gedanken, die Krone niederzulegen (Juni 1866). Da griff die Kaiserin Charlotte, deren Ehrgeiz und Machtdurst ohne Grenzen war, ein, faßte ihren Gemahl an seiner Fürstenehre, reiste selbst nach Europa, und landete am 8. August auf französischem Boden, um Napoleon und den Papst an ihre Verpflichtungen zu erinnern. Die Reise endete an beiden Stellen mit dem verhängnisvollsten Mißerfolg. Unter der Wucht der vernichtenden Enttäuschung umnachtete sich der Geist der Kaiserin für immer. Gebrochen in der Blüte ihrer Jahre erlöste sie erst am 19. Januar 1927 der Tod von ihrem Dämmerdasein.

6. Hochmöglicher Kabinettssekretär.

Das erschütternde Schicksal, das die Kaiserin traf, gereichte Fischer zum Vorteil. Der Kaiser erfuhr infolgedessen zunächst nicht, daß sich Antonelli ihr gegenüber geäußert hatte, am Scheitern des Konkordats sei einzig und allein nur die kaiserliche Regierung schuld. Der, der dies längst wissen mußte, sah sich bereits seinem Ziele nahe. Auf dem Schiffe, das ihn vollends

von Newyork heimwärts trug, befand sich auch die (katholische) Prinzessin Agnes zu Salm-Salm,*) die im Begriff stand, ihrem in das mexikanische Heer eingetretenen Gatten nachzueifeln. Sie schildert den Eindruck, den sie von dem geistlichen Würdenträger bei dieser ersten Begegnung empfing, in ihrem Buche „Zehn Jahre aus meinem Leben“ (Leipzig 1875) folgendermaßen: „Unter den Passagieren war eine wichtig und breit-spurig aussehende Person, die Monsignore genannt und mit äußerster Ehrfurcht behandelt wurde, wenn sie das Verdeck mit ihrer Gegenwart beehrte, was indessen sehr selten geschah, da sie die Gesellschaft einer mit ihr reisenden Freundin vorzog; wahrscheinlich eine Schwester im Geist. Der 6 Fuß hohe, breit-schultrige, behäbige und hochmütige Würdenträger der römischen Kirche war der wohlbekannte Pater Fischer.“

In Mexiko angekommen, wußte sich dieser immer mehr im Vertrauen seines Herrn zu befestigen, so daß Maximilian ihn bald zu seinem Kabinettssekretär ernannte. Von da an ging er in bürgerlicher Kleidung. Er speiste regelmäßig an der kaiserlichen Tafel und begleitete den Kaiser fast auf allen seinen Reisen, z. B. nach dem herrlichen Lustschloß Chapultepek in dem unvergleichlichen alten Park Montezumas mit seinen tausend-jährigen Bäumen, nach der reizenden Sommervilla Cuernavaca, nach Orizaba usw. Aus dieser Zeit stammt eine Schilderung seiner Person von dem kaiserlichen Leibarzt Dr. Basch. Er sagt in seinen „Erinnerungen aus Mexiko“ (Leipzig 1868). „In Pater Fischer lernte ich einen Mann kennen, den man seiner derben, wuchtigen Gestalt nach eher für einen tüchtigen Hausdegen, als für einen Geistlichen hätte halten sollen. Diese Gestalt, sowie das glatte, wohlgenährte Gesicht, das nicht eben auf asketische Lebensweise schließen ließ, kontrastierten seltsam genug mit einem gewissen süßlichen, salbungsvollen Tone, den er seiner Rede zu geben pflegte und mit der Art, wie er seinen Blick bald zur Decke emporschlug, bald wieder zu Boden senkte, wenn irgend ein Thema zur Sprache kam, das ihm verhänglich dünken mochte.“

In dieser Zeit hatte sich der Kaiser mehr und mehr überzeugen müssen, daß er mit seinen liberalen Bestrebungen gescheitert sei. Die liberale Partei, mit der er anfangs regierte,

*) Prinz Felix zu Salm-Salm war zuerst deutscher, dann österreichischer Offizier, ging Schulden halber nach Amerika, kämpfte dort mit Auszeichnung für die Vereinigten Staaten, wurde Oberst und General, heiratete eine Kunstreiterin, die sich zu einer ausgezeichneten Gattin entwickelte, und siedelte hierauf nach Mexiko über. 1870 trat er als Major in das deutsche Heer ein und fiel bei St. Privat (18. Aug. 1870). Seine Gattin lebte längere Zeit in Herrenalb und starb zu Karlsruhe am 21. Dez. 1912.

hatte es nie aufrichtig mit ihm gemeint. Von Pater Fischer beraten wandte er sich von ihr ab und berief anfangs September 1866 ein konservatives Ministerium. Die Wahl der Mitglieder erfolgte auf Vorschlag Fischers. Dieser hatte damit eine Stellung erreicht, die ihn zum einflußreichsten Manne im Staate machte. Vertrauensmann der Kirchenpartei und erster Ratgeber der Krone hatte er in allen Angelegenheiten ein gewichtiges, ja entscheidendes Wort mitzusprechen. Manche sahen in ihm damals den kommenden Mann, dem die fetteste Pfründe im Lande, der Bischofssitz in Queretaro, in Aussicht stehe. Daß unter solchen Umständen in des geschäftigen Priesters Seele auch dessen minder fromme Eigenschaften, Ehrgeiz und Hochmut, stark emporwucherten, wird niemand wundern. Doch sei nicht vergessen, daß er sich in rühmlicher Weise seiner deutschen Landsleute annahm. Ein deutscher Offizier, der im mexikanischen Heere diente, sagt von ihm (Schwäb. Merkur 1868, S. 561): „Dem Landsmann, der sich ihm mit einem Anliegen näherte, wurde nach Möglichkeit geholfen, und das halb vergessene Deutsch mit dem schwäbischen Unterton ließ auch die abschlägige Antwort nicht hart erklingen.“

Doch eben um diese Zeit bemächtigte sich eine tiefe Entmutigung des Kaisers, dessen Gesundheitszustand des öfteren zu wünschen übrig ließ. Am 1. Oktober lief ein Brief Napoleons bei ihm ein, worin ihm dieser die Abdankung nahe legte. Maximilian beriet sich mit dem ihm treu ergebenen Staatsrat Herzfeld und mit Pater Fischer. Letzterer gab ihm den Rat, den Abzug der französischen Armee nicht hintanzuhalten. Herzfeld empfahl die sofortige Abdankung. Aber die Ueberredungskunst des Paters siegte. Umsomehr als seine Ansicht mit Maximilians innerstem Wunsch, die Krone zu behalten, übereinstimmte. Zunächst war also von Abdankung nicht mehr die Rede.

Da traf am 18. Oktober die Nachricht von der Erkrankung der Kaiserin ein. Unter dem niederschmetternden Eindruck dieser Hiobspost faßte Maximilian noch am gleichen Tage den Entschluß, die Krone niederzulegen. Nun sah Fischer alle Zukunftspläne wanken. Das konservative Ministerium reichte seine Entlassung ein, nahm sie jedoch auf Zureden des vielgewandten Paters wieder zurück, machte dem Kaiser weitgehende Versprechungen und stellte ihm namentlich eine baldige Befriedung des Landes in Aussicht. Doch gab der Kaiser den Plan zur Abreise vorerst nicht auf; und in Orizaba, wohin er sich zurückzog, setzte er die Vorbereitungen hiezu fort. Fischer, der seine Absicht, den Kaiser zu halten, zunächst nicht merken ließ, gab sich in

dieser Zeit als dessen blind gehorsamer Diener, bis er Unterstützung erhielt. Dann arbeitete er mit seinen Gesinnungsgenossen eifrig daran, die verlöschende Herrlichkeit des Kaiserreichs wieder zu hellen Flammen zu entfachen. Aber niemand hätte seinen Bemühungen einen Erfolg versprechen können, wenn damals nicht zwei konservative mexikanische Generale, Miramon und Marquez, wieder aus Europa angelangt wären.

Jetzt spielten die Konservativen ihren höchsten Trumpf aus. Sie sagten dem Kaiser, das Wohl des Landes, das er sich zum Ziel gesetzt habe, erheische, daß er bleibe, und Fischer bestärkte ihn in dem Glauben, daß er sich mit einer eigenen einheimischen Armee recht wohl halten könne. Sein Einfluß stieg wieder und Maximilian wurde von neuem unsicher. Anfangs 1867 war er ganz zum Verbündeten der Konservativen geworden. Fischer hatte erreicht, was er wollte. Als er mit seinen Parteigenossen dem Kaiser den Entschluß abgerungen hatte, wieder nach der Hauptstadt zurückzukehren, veranstalteten sie ein Festgelage, bei dem ihr Mittelsmann mit viel Weihrauch gefeiert wurde. Er selbst, der dem Champagner gegenüber immer seinen Mann stellte, genoß seinen Triumph so ausgiebig, daß er andern Tags dem Kaiser bei der Abreise nicht folgen konnte. Sein Unwohlsein machte die Minister im höchsten Grade besorgt. Doch war die Krankheit nicht zum Tode. Schon am übernächsten Tage konnte er nachkommen.

In der Hauptstadt wollte der Kaiser nocheinmal einen Kongreß einberufen, dessen Willensäußerung über die Zukunft des Landes — ob Monarchie oder Republik — entscheiden sollte. Die Konservativen verhinderten dies. Dagegen taten sie alles, um die Franzosen loszuwerden. Am 5. Februar 1867 zog Bazaine mit seinen Truppen von der Hauptstadt weg und schiffte sich ein. Der Fluch des Landes, in dem sie sich durch Gewalttaten, Grausamkeiten, schroffe Willkür und schmutzige Habgier verhaßt gemacht hatten, folgte ihnen. Am schmutzigsten hatte sich der Oberkommandierende Bazaine selbst benommen. Er hatte bis zuletzt gehofft, daß Maximilian mit ihm von Mexiko abreisen werde. Für diesen Fall wollte er dem Lande noch eine republikanische Regierung geben. Darauf hatte sich der Kaiser schon deshalb nicht einlassen können, weil er sich damit auf die Stufe eines wegen Unfähigkeit abberufenen Statthalters erniedrigt hätte.

Maximilian setzte nun seine ganze Hoffnung auf die Mexikanischen Generale, zu denen sich noch der treugesinnte Mejia, ein Vollblutindianer, gesellte. Miramon gelang zunächst auch ein glänzender Handstreich. Aber zwei Tage darauf wurde

er vernichtend geschlagen. Nun lag den Ministern alles daran, sich der Person des Kaisers zu versichern und ihm die Möglichkeit, das Land zu verlassen, abzuschneiden. Daher überredeten sie ihn, sich an die Spitze der einheimischen Armee zu stellen und weiter ins Land hinein nach dem kaisertreuen Queretaro übersiedeln. Fischer war entschieden dagegen.

7. Der Herd des frommen Hirten.

Er blieb mit den Ministern in der Hauptstadt zurück, und Dr. Basch war der einzige Europäer, der den Kaiser begleitete. Fischers Aufgabe als Sekretär des Kaisers bestand nunmehr darin, in dessen Abwesenheit dem Ministerium gegenüber die Ansicht seines Herrn zu vertreten und jedem Ministerrate anzuwohnen. Aber jetzt, wo er gewissermaßen auf eigenen Füßen stand, wurde er seinen früheren Freunden, die nur darauf bedacht waren, ihre eigenen Wünsche durchzusetzen, unbequem. Sie machten immer wieder Versuche, das Sekretariat abzuschaffen, um für ihren schmutzigen Eigennutz die Bahn frei zu bekommen. Und doch hatte der Pater unter dem Schein treuester Anhänglichkeit an den Kaiser immer nur für ihre Parteizwecke gearbeitet.

Er hatte bisher diese Doppelrolle mit so großer Schlauheit und Geschicklichkeit zu spielen verstanden, daß der Kaiser seine politischen Heimlichkeiten nicht durchschaute. Dagegen waren ihm die menschlichen Schwächen seines Kabinettssekretärs nicht ganz verborgen geblieben. Und eben jetzt in Queretaro kamen ihm Dinge zu Ohren, die ihn doch an einem Priester, der das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatte, stark befremden mußten. Er schrieb darüber unter dem 2. März 1867 an den Museumsdirektor Professor Bilimek: „Auf meinem jetzigen Zuge habe ich Fischers aufgetrieben. Ich meine nämlich den vielbesprochenen Herd des frommen Hirten, oder um klarer zu sprechen, ich bin endlich auf die Spur der Fischerschen Familie gekommen. Es ist keine dunkle Sage, kein Bild der Phantasie, die Fischers existieren in Fleisch und Blut. Nur hat die Sache ihren bedenklichen Haken.“ (Der Kaiser erzählt dann eine spaßhafte Geschichte darüber und fährt darauf fort): „Ein Freund des Hauses, der die heitere Geschichte mit angesehen hat, der die Facta bis in die kleinsten Details kennt, hat uns hier in Queretaro die jocose Wahrheit mitgeteilt. Ob außerdem noch amerikanische Fischers von der vorsündflutlichen Zeit her bestehen, als Ihr Freund und Kollege noch amerikanischer Advokat war, weiß ich nicht; darüber müssen Sie, die Spuren verfolgend, seiner Zeit Aufschluß geben.“ Erzählte man doch von ihm, er habe in Amerika,

als er sich entschloß, „geistlich“ zu werden, eine Frau mit mehreren Kindern treulos verlassen.

Der Kaiser wußte zwar, wie Dr. Basch sagt, den Sekretär vom Menschen zu unterscheiden. Aber das, was er über dessen Privatleben erfahren hatte, mochte ihm doch nahelegen, auch die Versprechungen Fischers hinsichtlich des Konkordats einer Prüfung zu unterziehen. Sie hatte ein höchst betrübendes Ergebnis. Wiederholt äußerte der Kaiser in der Folgezeit zu Basch: „Fischer hat mich mit dem Konkordat belogen und betrogen.“

71 Tage waren nun verflossen, seit Maximilian mit seinen Truppen in Queretaro gegen einen fünffach überlegenen, immer näher rückenden Feind kämpfte. Die Minister, die einander vor seinem Abmarsch in Versprechungen überboten hatten, sandten ihm nicht einmal den Betrag der Zivilliste und der Ausgaben für seinen Haushalt, geschweige denn die Verpflegungsgelder für das Heer. Ebenso wenig trafen die Truppen, die ihm Marquez aus der Hauptstadt zuführen sollte, bei ihm ein. Lebensmittel und Munition waren schon bald zur Neige gegangen, und da der Kaiser in der peinlichen Angst sich im Ehrenpunkt etwas zu vergeben, den richtigen Zeitpunkt zu einem Durchbruch verstreichen ließ, fiel er am 15. Mai durch den schmachvollen Verrat des Obersten Lopez, dem er jederzeit Gunst erwiesen hatte, mit allen seinen Getreuen in die Gefangenschaft des Feindes. Die Bemühungen des Prinzen zu Salm-Salm, der dem Kaiser nach Queretaro nachgeeilt, ihn im Kampfe treu unterstützt hatte, und als man nichts mehr hoffen konnte, zur Flucht überreden wollte, blieben ohne Erfolg. Auch die Gattin des Prinzen, die unter Aufbietung aller erdenklichen Mittel das Schlimmste von ihm abzuwenden versuchte, konnte nichts erreichen. Der vorgeschlagene Juarez blieb unerbittlich, und am 19. Juni 1867 wurde Maximilian, der seine vornehme Ruhe und seine heldenhafte Haltung bis zuletzt nicht verlor, mit den beiden treuen Generalen Miramon und Mejia erschossen. Der Indianer hatte gewonnen. Er blieb von da an bis zu seinem im Jahre 1872 erfolgten Tode Präsident der Republik.

8. Verbannt in der Heimat.

Am 21. Juni ergab sich die Hauptstadt den Truppen des Präsidenten. Fischer fiel in deren Hände und wurde zum Tode verurteilt aber begnadigt. Aus Mexiko verbannt begab er sich mit dem Prinzen Augustin Iturbide, einem Enkel des früheren Kaisers, den Maximilian in Ermangelung eigener Kinder zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, und mit dessen

Vetter Don Jose Noriega y Malo nach Europa. In Paris hoffte er von Napoleon empfangen zu werden. Aber dieser ließ ihn abweisen. Er, auf dessen Haupt man nicht mit Unrecht alle Schuld an dem erschütternden Ausgang des mexikanischen Abenteurers häufte, sah seinerseits in Fischer den Schuldigen, der es verhindert habe, daß sich Maximilian bei der Rückkehr der französischen Truppen Bazaine anschloß.

Der Pater wandte sich nun nach Wien hoffend, daß er in Anbetracht der engen Beziehungen, in denen er zu dem erschossenen Kaiser gestanden war, wenigstens dort höchsten Orts eines Empfangs gewürdigt werde. Aber auch vom österreichischen Hofe wurde er, wie er selbst erzählte, mit Mißtrauen, ja mit Gehässigkeit behandelt. So zog er sich nach Württemberg zurück. Unter dem 28. Februar 1868 berichtet der „Schwäb. Merkur“: „Der vielgenannte Pater Fischer aus Mexiko, der gewesene Kabinettschef des unglücklichen Kaisers Maximilian, ist gestern hier angekommen und im Hotel Marquardt abgestiegen“. Er hielt sich anfangs hauptsächlich in Stuttgart auf, wo er in adeligen Häusern, so namentlich in der Familie v. Soden Eingang fand. Zwischenhinein nahm er auch Aufenthalt in Tübingen und Ulm. In Rottenburg verkehrte er mit Bischof Hefele und andern geistlichen Würdenträgern.

Sein Begleiter Noriega fand in einem Fremdenheim zu Stuttgart angenehme Unterkunft. Im gleichen Hause wohnte auch Agnese Schebest, die Gattin des Theologen David Friedrich Strauß, bei der Damen der Hofgesellschaft im Gesang und Vortrag Unterricht nahmen. Unter diesen befand sich die Forstmeisterstochter Charlotte v. Kauffmann, eine Schönheit, in die sich Noriega rasch verliebte. „Padre Fischer“ traute das Paar laut Eheregister des Stadtpfarramtes St. Eberhard in Stuttgart am 25. November 1869. Das Glück begünstigte aber die segnende Hand des Priesters nicht. Noriega reiste mit seiner Gattin nach Mexiko zurück. Da er dort nur einen kleinen, schlecht bezahlten Posten bei einer Bank erlangte, war die Ehe von Anfang an mit schweren Sorgen belastet. Frau Noriega sah ihre drei Kinder in jungen Jahren ins Grab sinken. Dann starb sie selbst, ohne daß ihr heißer Wunsch, die alte Heimat wiederzusehen, in Erfüllung ging — eine Warnung für alle diejenigen, an welche die Versuchung herantritt, ihr Schicksal unsicheren Verhältnissen im fernen Ausland anzuvertrauen.

Durch den Gang der Ereignisse von Mexiko ferngehalten; von Oesterreich, wo er auf Anstellung gehofft hatte, schroff abgewiesen, faßte Fischer den Entschluß, sich im württembergischen

Oberschwaben dauernd niederzulassen. Er erwarb sich am 27. Oktober 1868 von dem Bauern Johann Nachbaur das Schloß Gießen (Gemeinde Laimnau OA. Tettngang) um 13 737 Gulden 33 Kreuzer. Es bestand aus einem zweistöckigen Wohnhaus, dem ein Turm mit Uhr angegliedert war. Dazu gehörten eine Scheuer, ein Gemüsegarten sowie Aecker und Wiesen auf den Markungen Gießen, Tettngang und Oberdorf. Nachdem die Wohnung instand gesetzt war, bezog sie der Käufer am 1. März 1869. Fischer lebte nun dort in stillster Zurückgezogenheit, immer noch ohne Zweifel mehr mit politischen als geistlichen Angelegenheiten beschäftigt. Hatte ihn doch schon kurz nach seiner Ankunft in Europa der nach dem Throne lüsterne Mexikaner Santa Anna aufgefordert, Waffen, Munition und Geld aus Europa zu beschaffen und in Aussicht gestellt, daß er, sobald dies geschehen sei, die Erhebung gegen die Liberale Partei selbst leiten werde.

Fischer hatte in Gießen immer noch den Prinzen Iturbide bei sich, dessen er sich vollständig bemächtigt zu haben schien, wahrscheinlich, um für künftige Fälle einen ihm ergebenen Thronanwärter bei der Hand zu haben. Doch brachte er ihn in dieser Zeit zu weiterer Ausbildung nach Augsburg. Noch ist im Besitz von Silberwarenfabrikant Heinrich Fischer in Stuttgart eine in Augsburg angefertigte Photographie vorhanden, die den Pater mit seinem Prinzen darstellt.*)

Der Pater bewohnte sein Schloß nur kurze Zeit. Am 19. Juni 1870 ließ er es durch seinen bevollmächtigten Rechtsanwalt in Ravensburg wieder verkaufen. 1877 kam das Anwesen zurück in die Hände der Familie Nachbaur, welcher der berühmte Kammersänger gleichen Namens entstammte (1902).

9. Pariser Genußleben.

Ueber die nächsten Jahre hören wir nichts mehr von Pater Fischer. Im Jahre 1876 war er nach Mitteilung seiner Schwester an Oberst A. v. Schäffer in Paris. Dort wurde sein Vetter Heinrich Fischer, später Silberwarenfabrikant in Stuttgart, der in den Jahren 1877—79 in einem Pariser Handelsgeschäft Anstellung gefunden hatte, auf ihn aufmerksam. Er erfuhr, daß der Pater in der Eglise St. Augustin eine Messe für den Kaiser Maximilian gelesen habe, und hatte nun den Wunsch, ihm einen Besuch zu machen. Nachdem er zuvor auf Herz und Nieren geprüft worden war, durfte er ihm näher treten. Er traf einen lebensfrohen, umgänglichen Mann von stattlicher Größe, dem

*) Augustin Iturbide ging später nach Ungarn, wo er eine Baronin Mikosch heiratete.

es an Geldmitteln zu seinem feinen Leben nicht fehlte. Heinrich Fischer berichtet darüber: „Ich habe viel mit dem Pater und einigen andern hohen Würdenträgern des politischen Katholizismus verkehrt, bin auch öfters von ihm in das alte Bonapartistische Restaurant Magni über der Seine und in das Restaurant Jakob in der Nähe vom Pont des arts eingeladen worden. Der Preis für ein Dejeuner oder Diner bewegte sich zwischen 30 bis 50 Franken. Diese Herren verstehen zu leben und sich über die Menschheit lustig zu machen. Wiederholt hat mich diese fidele Gesellschaft gebeten, nie anderen Menschen etwas von ihren Gelagen zu erzählen; denn das verstehen Fernstehende doch nicht. Auch hörte ich die Aeußerung, ein großer Diplomat müsse auch ein großer Spitzbube sein. Aus der Unterhaltung der Jesuiten konnte ich entnehmen, wie weit Einfluß und Macht derselben im Staatsleben reichen. Dies insbesondere bei Pater Fischer bezüglich seiner Vergangenheit in Mexiko. Er war eine willensstarke, entschlossene Persönlichkeit, offenbar mehr ans Befehlen als ans Gehorchen gewöhnt und weit entfernt von der Demut, die man bei Geistlichen zu finden erwartet. Ueber seinen Lebensgang seit dem Abgang von Ludwigsburg im beginnenden Jünglingsalter weihte er mich nicht ein; er versprach mir alles zu erzählen, hielt aber, meinen öfteren Bitten unerachtet, nie Wort“

Obwohl sich Fischer in Paris recht wohl fühlte, empfand er es doch immer wieder als eine unverdiente Zurücksetzung, daß Kaiser Franz Josef, der alle Getreuen seines Bruders nach Wien kommen ließ und für sie sorgte, ihn allein dabei übergangen habe. Er wußte, daß der Kaiser ihn beschuldige, die rechtzeitige Abreise seines Bruders verhindert zu haben. Zu seiner Rechtfertigung verfaßte er in dieser Zeit eine Eingabe an den Kaiser, wodurch er ihn von seiner Schuldlosigkeit zu überzeugen hoffte. Heinrich Fischer schrieb sie mit seiner schönen Handschrift viermal für ihn ins Reine; sie blieb aber ohne Erfolg.

10. Still, auf gerettetem Boot...

Im Jahr 1879 hatten sich die Verhältnisse in Mexiko soweit geändert, daß Pater Fischer wieder dahin zurückkehren konnte. Er wurde Pfarrer zu San Antonio de las Huertas. Dann erfahren wir nichts mehr von ihm, bis unter dem 24. Dezember 1887 die in Mexiko erscheinende Zeitung „Germania“ berichte: „Am Abend des 18. ds. verstarb hier eine im Kaiserreich berühmte Persönlichkeit, Pater Augustin Fi-

scher, zuletzt Pfarrer in San Cosme. Der Verstorbene war ein geborener Württemberger, spielte als Privatsekretär und Hofkaplan des verewigten Kaisers Maximilian seiner Zeit eine hervorragende Rolle, nachdem er früher unter der mexikanischen katholischen Geistlichkeit eine einflußreiche Stellung eingenommen hatte. Er war unstreitig ein talentvoller und mit vielen Kenntnissen ausgestatteter Mann. In letzter Zeit hatte er sich besonders bibliographischen Studien gewidmet. Auch soll er Memoiren über das Kaiserreich geschrieben haben, die aber, seiner Anweisung nach, erst 10 Jahre nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden sollen.“ Ob diese Memoiren je geschrieben worden sind, ist ungewiß; in die Oeffentlichkeit sind sie nicht gelangt. Sein Grab fand Fischer auf dem französischen Friedhof in Mexiko.

So endete ein ganz ungewöhnlicher Lebenslauf, der, überaus stürmisch begonnen, durch schlammige, schmutzige Tiefen zu glänzenden Höhen führte, um nach jähem Absturz über unwegsames Gelände schließlich in friedliche Bahnen einzulenken.

* * *

Nicht nur die Geschichtsschreibung, auch die Kunst hat die mexikanischen Vorgänge, an denen Fischer beteiligt war, zum Gegenstand der Darstellung gewählt.

Vielbekannt durch allerlei Wiedergaben in Bilderzeitschriften ist ein großes Gemälde des berühmten Stimmungsmalers Jean Paul Laurens, die Erschießung des Kaisers Maximilian von Mexiko, das in der Zeit, da Pater Fischer in Paris weilte, entstanden ist. Rechts steht der Kaiser in heldenhafter Fassung, alle andern Personen an Größe überragend. Tröstend legt er dem Beichtvater die rechte Hand auf die Schulter, während sein treuer ungarischer Koch Tüdös in tiefem Schmerz niedergekniet die linke Hand seines Herrn umfaßt hält. Von links her treten soeben die mit der Erschießung beauftragten Soldaten des Juarez ein, der vorderste das Todesurteil in der einen und den Säbel in der andern Hand haltend. Es ist kein Zweifel, daß Pater Fischer dem Maler zu seinem Bilde Modell gestanden hat. Seine Gesichtszüge sind zwar nicht zu erkennen, weil er mit seiner Hand, von Trauer überwältigt, die Augen verdeckt. Aber die Gestalt des Beichtvaters stimmt genau mit den vorhandenen Photographien Fischers überein. Bei der Erschießung war er nicht zugegen, sondern Pater Soria begleitete den Kaiser auf seinem Todeswege. Pater Soria war jedoch kleiner als Fischer und seine Kleidung (Jesuitentracht) ganz anders. Das

Originalgemälde befand sich später in der Eremitage zu Moskau. Nach Mitteilung von Frau General v. Pfister, geb. Fischer, war es im Jahr 1882 im „Salon“ zu Paris ausgestellt und wurde von den Besuchern mit gramvoller Bewunderung betrachtet.

(Um die Herbeischaffung des Quellenmaterials zu obiger Darstellung hat sich Gerichtsnotar Karl Brecht unermüdlich bemüht und sich dadurch um die Aufhellung der Lebensgeschichte eines berühmten Ludwigsburgers bleibende Verdienste erworben.)

3*

Friedrich Silcher in Ludwigsburg.
Von C. Belschner.

Am 27. Juni d. J. sind 150 Jahre verflossen, seit Friedrich Silcher, „der unvergleichliche Erwecker und Schöpfer des deutschen Volksliedes“ im Schulhaus zu Schnait geboren wurde. Jeder Deutsche kennt seinen Namen, aber nicht jeder Ludwigsburger weiß, daß er auch 6 Jahre in unserer Stadt als Lehrer wirkte, und noch weniger, daß gerade sein Aufenthalt in Ludwigsburg für seine spätere Laufbahn entscheidend wurde. Seine berufliche Ausbildung erhielt er durch den Lehrer Nikolaus Ferdinand Auberlen in Fellbach, der ihn ganz besonders in seiner musikalischen Begabung zu fördern verstand. Schon in einem Alter von 17 Jahren erlangte Silcher eine Anstellung als Lehrgehilfe in Schorndorf. Seiner Tüchtigkeit im Amte und seinen musikalischen Fähigkeiten hatte er es zu danken, daß ihn der Landvogt (Oberamtmann) Freiherr Joseph von Berlichingen zum Hauslehrer seiner 5 Töchter wählte. Im Hause des Freiherrn verkehrte auch die Malerin Ludowike Simanowiz (gest. zu Ludwigsburg am 2. Sept. 1827). Sie ermunterte den talentvollen jungen Lehrer zum Zeichnen und Malen und gab ihm Unterricht in ihrer Kunst. Silcher übte sich fleißig im Federzeichnen, auch gelangen ihm bald hübsche Aquarelle.

Im Jahre 1809 wurde Freiherr v. Berlichingen auf den Posten eines Landvogts in Ludwigsburg befördert, wo er im „Präsidentenbau“ (dem heutigen Oberamtsgebäude) seine Amtswohnung bezog. Da er Silcher als Lehrer seiner Töchter schätzen gelernt hatte und diese seinen Unterricht weiterhin zu genießen wünschten, veranlaßte er gleichzeitig mit seiner Uebersiedlung dessen Versetzung an die Mädchenschule in Ludwigsburg. Hier traf es Silcher in mehrfacher Hinsicht günstig. Im „Prinzenbau“ (dem heutigen Ratskellergebäude) wohnte damals Prinz Ludwig von Württemberg, ein Bruder König Friedrichs, mit seiner Familie. In dessen Diensten stand Karl Maria v. Weber, ein Mann rein schwäbischer Abstammung, als Geheimsekretär und Musiklehrer seiner Kinder. Weber hatte schon damals als Komponist einen bekannten Namen, hatte bereits eine Oper komponiert und in gedruckt erschienenen Variationsstücken und Liedern

den Weg vom Herz zum Herz gefunden. Von ihm und seiner Kunst war Silcher in hohem Grade begeistert. Mehrmals fand er Gelegenheit, den großen Tondichter am Klavier zu hören. Er erzählte später gerne von dessen feurigem Klavierspiel und hob dabei immer hervor, wie er ihn mit seinen großen Fingern und unvergleichlichen Griffen in Erstaunen gesetzt habe.

Um dieselbe Zeit verlegte auch die Malerin Simanowiz ihren Wohnsitz in die Stadt Ludwigsburg, die ihr als einstige Jugendheimat besonders lieb und teuer war. Dadurch erhielt Silcher Gelegenheit, den anregenden Verkehr mit ihr zu erneuern. Ihre Kunst übte auf ihn einen so weitgehenden Einfluß aus, daß er sich längere Zeit mit dem Gedanken trug, den Schuldienst aufzugeben und sich ausschließlich als Privatlehrer der Malerei und Musik zu widmen. Als ihn aber sein Gönner Graf v. Berlichingen darauf aufmerksam machte, daß er, sobald er von seiner Schulstelle zurücktrete, Gefahr laufe, zum Militärdienst herangezogen zu werden, gab er diesen Plan auf, zumal da er inzwischen an seinem Schulinspektor Jonathan Friedrich Bahnmaier einen weiteren Gönner gefunden hatte.

Bahnmaier war am 12. Juli 1779 zu Oberstenfeld als Sohn des dortigen Stiftspredigers geboren und hatte dann die regelmäßigen Ausbildungsschulen der Theologen durchlaufen. Auf seinen wissenschaftlichen Reisen hatte er in der Schweiz, wo er die hervorragendsten Prediger und die neuesten Erziehungsanstalten aufsuchte, vielseitige Anregungen in sich aufgenommen. Besonders die Bestrebungen Lavaters und Pestalozzis hatten tiefe Eindrücke bei ihm hinterlassen. 1805 wurde er zum „Helfer“ in Marbach ernannt und kam 1810 als 2. Helfer (Stadtpfarrer) nach Ludwigsburg, wo er sich als Schulinspektor mit großem Eifer um das Gedeihen der Volksschule annahm. Die Jugend und die Jugendbildner in ausgesprochen deutsch-nationalem Geist zu lenken, heimische Art und Sitte wieder zu wecken und zu pflegen, das war sein heißes Bemühen. Schon 1811 hatte Bahnmaier, zu dessen Gaben musikalischer Sinn und dichterische Kunst gehörten, in 2 Heften „Gesänge für die Jugend“ an die Öffentlichkeit gebracht. Von seinen Bestrebungen wurde Silcher aufs tiefste beeinflußt. Ja noch mehr. Im Hause Bahnmaiers versammelten sich an bestimmten Abenden Musik- und Sangesfreunde, bei denen Silcher als Tenorist und Klavierspieler eifrig mitwirkte. Cantaten, Stücke aus Oratorien und Opern kamen zur Aufführung, und Silcher fiel die Aufgabe zu, sie mit der Leistungsfähigkeit des kleinen Kreises in Einklang zu bringen. Zu den Gedichten, die Bahnmaier für Familienfeste

und andere Gelegenheiten verfaßte, lieferte Silcher die Musik, und manches ansprechende Stück ist damals entstanden. „Das Fest der Mutter“, ein „Vaterländischer Familienchor“, „Liebe, süße Lebensquelle“, „Ich flieh zu dir“, „Wenn ich einst das Ziel errungen habe“, sind damals hier von Silcher vertont worden.

Das Vorbild seines immer regen und tätigen Gönners Bahnmaier legte ihm den Wunsch nahe, seine musikalische Ausbildung zu erweitern und zu vertiefen. In Ludwigsburg waren dazu die Voraussetzungen nicht gegeben, zumal da C. M. von Weber schon 1810 von hier wegging und Bahnmaier 1815 zum Professor der Theologie, Pädagogik und Homiletik nach Tübingen berufen wurde.

So kam bei Silcher der Entschluß zur Reife, 1815 nach Stuttgart überzusiedeln. Empfehlungen des Grafen Berlichingen und der Frau Simanowiz sowie anderer Gönner an angesehene Familien erleichterten ihm diesen Schritt. Er fand in Stuttgart besonders freundliche Aufnahme im Hause des Pianofortefabrikanten Joh. Lorenz Schiedmaier und bildete sich unter Konradin Kreutzer und Joh. Nepomuk Hummel weiter aus. Letzterer machte ihn namentlich mit der Mozartschen Musik näher bekannt, die ihm in ihrer Klarheit, Einfachheit, in ihrem Reichtum an Melodien und in ihrer technischen Vollendung vorbildlich wurde. Daran nährte er seinen Sinn für das echt Volkstümliche.

Bei seinem Weggang von Ludwigsburg hatte ihm Bahnmaier versprochen, daß er zu geeigneter Zeit eine befriedigende Anstellung für ihn ausfindig machen werde. Er hielt Wort und wurde die treibende Kraft, die den Minister v. Wangenheim veranlaßte, Silcher am 1. Okt. 1817 „in gerechter Erwägung dessen, welche hohe Bedeutung die Musik für das ganze Geistesleben des Volkes habe“, als Musiklehrer und Musikdirektor an die Universität Tübingen zu berufen. Die Tätigkeit, die er dort im Laufe von 42 Jahren entfaltete, trug reiche Früchte. Es würde jedoch zu weit führen, wollten wir seinen Lebensgang an dieser Stelle weiter verfolgen. Was er als Kirchenmusiker, als Leiter des Oratorienvereins und vor allem als Komponist ewig schöner Volkslieder leistete, ist weithin bekannt.

Bedauerlich ist nur, daß seine letzte Berührung mit Ludwigsburg in einem Mißklang endigte. Als er sich mit der von ihm gegründeten Tübinger „Liedertafel“ an dem Liederfest, das 1856 hier stattfand, beteiligte, fiel dieser kein Preis zu. Silcher hatte als Preislied den Matrosenchor aus Richard Wagners Fliegendem Holländer gewählt, der 4 Jahre zuvor in Tübingen

mit großem Beifall aufgenommen worden war. Aber die damaligen Preisrichter hatten offenbar noch kein Verständnis für die Tonschöpfungen Wagners, und die „Liedertafel“ erhielt nur einige Fäßchen Ludwigsburger Bier als Geschenk.

Aber das heutige Ludwigsburg denkt ganz anders als die damaligen Preisrichter, die ja keine Ludwigsburger waren. Und wenn Silchers Lieder erklingen, von denen Franz Liszt gesagt hat: „Rein, klar, wahr — echt deutsche Art“, so singt auch in Ludwigsburg jedes fühlende Herz mit.

Hervorragende Ludwigsburger.

- Abel, Heinrich, Oberbürgermeister (v. 1864—1897). 1825—1917.
- Abel, Karl Julius, Oberbaurat, 1818—1883.
- Ahles, Albert, deutscher Konsul und Handelsrat der deutschen Botschaft in Madrid. 1860—1932.
- Alberti, Eduard v., General der Inf., 1838—1914.
- Bartruff, Ferd., General, 1819—1902.
- Bartruff, Ferd. Karl, Generalleutnant, 1782—1850.
- Baumgärtner, Friedr., Architekt, Professor in Stuttgart, 1823—1881.
- Baur, Karl v., bayr. Generalquartiermeister, 1771—1847.
- Beck, Karl, Prälat in Hall, 1818—1886.
- Christmann, Joh. Friedr., Pfarrer in Heutingsheim, Musikschriftsteller und Komponist, 1752—1817.
- Deffner, Karl Chn. Ulrich, Fabrikant zu Eßlingen, Geologe, 1789 —1846.
- Degen, Aug. Friedr. Ernst, Professor der Physik und Chemie und Bergrat zu Stuttgart, 1802—1850.
- Dieter, Christian Ludwig, Violinist, Komponist, Kammermusiker, 1757-1822.
- Dimler, Franz, Oberbaurat, 1831—1894.
- Entreß-Fürsteneck, Eugen, Frhr. v., Generalmajor, 1838—1902.
- Faber du Faur, Otto von, Schlachtenmaler, 1821—1901.
- Fischer, August, Pater, Diplomat, Kabinettssek. des Kaisers Maximilian v. Mexiko, 1825—1887.
- Fischer, Reinhard, General der Infanterie, 1845—1908.
- Franck, Richard, Großindustrieller, Gründer der Kriegsbücherei, 1871—1931.
- Franquemont, Friedr., Graf von, General, Kriegsminister, 1770-1842.
- Frohnmeier, Imanuel, Prälat, 1848—1931.
- Gaisberg-Schöckingen, Frhr. Friedrich v., Sörderer des Heimatschutzes, Kenner der Heraldik. 1857—1932.
- Gleich, Gerold v., Generalmajor, 1869—1938.

- Gmelin, Moritz, Archivrat in Karlsruhe, Historiker, 1839—1879.
- Gmelin, Wilh., Senatspräsident des Oberlandesgerichts, 1821—1886.
- Grävenitz, Karl von, General der Infanterie, 1830—1903.
- Graner, Friedrich, Präsident, Vorstand der württ. Forstdirektion, 1847-1914.
- Gröner, Wilhelm, Chef des Feldeisenbahnwesens (1914), Generalquartiermeister, Generalleutnant, Reichsverkehrs-, Reichswehr- und Reichsinnenminister, 1867—1939.
- Günthert, Julius, Oberst, Dichter, 1820—1892.
- Haas, Otto, Generalleutnant, 1864—1930.
- Hammer, Ernst, Professor, Mathematiker und Geodät, 1858—1925.
- Hardegg, Georg David, Mitbegründer der deutschen Kolonien in Palästina, 1812—1879.
- Hardegg, Hermann, Obermedizinalrat und Hofarzt, 1806—1853.
- Hardegg, Julius, Generaladjutant, Kommandant der württ. Infanteriedivision, Gouverneur v. Stuttgart, Militärschriftsteller, 1810—1875.
- Hardegg, Oskar, Kriegsminister, Generalleutnant, 1816—1877.
- Haug, Joh. Fr. Gottlob, Professor für Technologie und Mechanik, 1769—1850.
- Hausch, Adolf, Oberlandesgerichtspräsident in Stuttgart, Geh.-Rat, 1831—1900.
- Haußmann, Karl, Medizinalrat in Wildbad, 1815—1889.
- Hermann, Karl Aug., Frh. von, Hofkammerpräsident, 1842—1903.
- Heß, Albert, Geh.-Rat in Stuttgart, 1836—1911.
- Hofer, Ludwig, Bildhauer, 1801—1887.
- Hoffmann, Friedrich, General, bad. Kriegsminister, 1795—1880.
- Hoffmann, Karl Georg, bad. Märzminister, 1796—1865.
- Hoven, Friedr. Wilh. v., Professor, Obermedizinalrat in Würzburg, Ansbach und Nürnberg, 1760—1838.
- Hügel, Aug., Frhr. v., Generalleutnant, 1775—1837.
- Hügel, Ernst Eug., Frhr. v., Generalleutnant, Staatsminister, 1774-1849.
- Hügel, Wilhelm Frhr. v., Oberforstrat in Hall, 1828—1908.
- Jäger, Georg Friedr., Oberforstrat, 1766—1840.
- Jäger, Heinrich, Generaloberarzt, Professor für Hygiene in Straßburg, 1856—1930.

- Kachel, Ludwig, Geh. Rat, Vorstand der bad. Münze, 1791—1874.
- Kallee, Eduard, Generalstabschef, Lehrer an der Kriegsschule, Limesforscher, 1818—1888.
- Kauffmann, Emil, Universitätsmusikdirektor in Tübingen, 1877 —1909.
- Kauffmann, Friedrich, Lehrer der Mathematik in Heilbronn und Stuttgart, Liederkomponist. 1803—1856.
- Kerner, Georg, Arzt und Staatsmann in Hamburg, 1770—1812.
- Kerner, Justinus, Arzt, Dichter, Geisterseher, 1786—1862.
- Kerner, Karl, Frhr. v., General, Minister d. J., Geh. Rat und Präsident des Bergrats, 1775—1840.
- Kielwein, Ernst, Kunstmaler, 1864—1902.
- Knosp, Rudolf, Großindustrieller, Geh. Kommerzienrat, Gründer des Rudolf-Sophienstifts, 1820—1897.
- Köstlin, August, Landesökonomierat, 1830 —1902.
- Körner, Eberhard, Bierbrauer und Stadtrat (Körnerstraße), 1771— 1845.
- Krazer, Karl, Intendanturrat, 1832—1878.
- Leibbrand, Karl, Präsident, Straßen- und Wasserbaumeister, 1839—1898.
- Leibbrand, Richard, Präsident, Straßen- und Wasserbaumeister, 1851—1929.
- Linck, Karl, Generalleutnant, 1825—1906.
- Linden, Hugo, Frhr. v., Staatsrat, 1854—1936.
- Lökle, Ferdinand, Professor der Mathematik in Stuttgart, 1857—1911.
- Mack, Karl, Professor in Hohenheim, 1857—1934.
- Mack, Ludwig, Professor der Mathematik an der Kriegsschule, 1821—1892.
- Majer, Joh. Chn., Professor der Rechtswissenschaft in Jena, Kiel und Tübingen. 1741—1821.
- Malchus, Karl, Frhr. von, Marinemaler, 1835—1889.
- Marchtaler, Anton von, Generalleutnant, 1821—1903.
- Mayer, Ernst, Bildhauer, Professor an der Schule in München, 1796—1844.
- Mörike, Eduard, Dichter, 1804—1875.
- Molt, Karl Gottlob, Geh. Kommerzienrat, Generaldirektor des Allg. Deutschen Versicherungsvereins, 1842—1910.

- Nast, Oskar, Oberbürgermeister von Cannstatt, 1849—1907.
- Neubert, Wilhelm, hervorragender Blumenzüchter, 1808—1895.
- Notter, Friedrich, Schriftsteller, Dichter und Uebersetzer, Parlamentarier, 1801—1884.
- Pergler von Perglas, Friedrich, Frhr. v., General der Infanterie, 1827—1913.
- Pfizer, Karl Chn. Friedrich, Großindustrieller in Brooklyn, 1824— 1906.
- Phull, Friedrich von, General der Inf., Gesandter in Berlin und Hannover, 1767—1840.
- Phull, Karl Ludw. Aug. von, russischer General und Gesandter 1757—1826.
- Probst, Rudolf, Rechtsanwalt, Politiker, 1817—1899.
- Rieger, Gottlieb Heinrich, Dekan in Stuttgart, 1755—1814.
- Röder, Alfr., Frhr. von, Oberst, 1841—1889.
- Sarwey, Oskar, Generalleutnant, 1837—1912.
- Schaal, Friedrich Wilhelm, Baudirektor, 1842—1909.
- Schanzenbach, Otto, Direktor der Hofbibliothek, Professor, Heimatschriftsteller, 1837—1910.
- Scheler, Georg, Graf von, Generalleutnant, Gouverneur von Stuttgart, 1770—1826.
- Schiller, Karl, Ihr. von, Oberförster in Lorch und Neuenstadt, Forstmeister, 1793—1857.
- Schmidlin, Joh. Jos., preuß. Hofrat, Schriftsteller, 1725—1779.
- Schmidlin, Julius, Regierungsdirektor in Ellwangen, 1811—1881.
- Schoder, Gustav, Landgerichtspräsident in Hall, 1826—1903.
- Schoder, Hugo, Professor der Mathematik a. d. Technischen Hochschule, Meteorolog, Mitglied der württ. Kommission für die europ. Gradmessung, 1836—1884.
- Schumacher, Tony, Schriftstellerin, 1848—1931.
- Sonnenschein, Joh. Val., Bildhauer und Stukkateur, 1749—1816.
- Sponeck, Karl Friedr. Chn. Wilh. Graf v., Oberforstmeister in Blaubeuren, Altensteig, Neuenbürg, Professor der Forstwissenschaft in Heidelberg, 1762—1827.
- Starkloff, Adolf Frhr. von, Generaladjutant, Anführer der 2. Brigade im deutsch-franz. Krieg, Divisionskommandeur, 1810—1892.

- Starklof, K. Chr., Novellen- und Romanschriftsteller, 1789—1850.
- Staudt, Jak. Heinr., Pfarrer in Korntal, 1808—1884.
- Steinheil, Karl Gustav, General d. Inf., Kriegsminister, 1832—1908.
- Steinkopf, Joh. Friedr., Verlagsbuchhändler in Stuttgart, 1771—1852.
- Steinkopf, Karl Friedr. Adolf, Prediger in London, Mitbegründer der brit. Bibelgesellschaft, 1773—1859.
- Stoll, Joh. David, Freund Schillers, Hofmeister, 1754—1821.
- Stotz, Otto, Pferdemaier, 1805—1873.
- Strauß, David Friedrich, kritischer Theologe und Literaturhistoriker 1808—1874.
- Suckow, Albert von, General der Inf., Kriegsminister, 1828—1893.
- Tafinger, Joh. Andr., Professor, Rektor am Stuttgarter Gymnasium, Abt in Hirsau, pädagog. Schriftsteller, 1728—1804.
- Teuffel, Wilh. Sigmund, Professor der klassischen Philologie in Tübingen, 1820—1878.
- Thouret, Nik. Friedr., Hofbaumeister, Oberbaurat, Hofmaler, 1769-1845.
- Varnbüler, Ferd., Frhr. von und zu Hemmingen, Generalleutnant, 1774-1830.
- Veiel, Albert, Oberamtsarzt in Cannstatt, Begründer der dortigen Flechtenheilanstalt, 1806—1874.
- Vellnagel, Chn. Ludw. Aug., Frhr. von, Oberhofratspräsident und Ordenskanzler, 1764—1853.
- Vischer, Friedr. Theod., Aesthetiker, Dichter, Professor in Tübingen, Zürich und Stuttgart, 1807—1887.
- Walcher, Gustav, Landesökonomierat, 1825—1904.
- Walcker, Karl, Orgelbaumeister, Kommerzienrat, 1845—1908.
- Watter, Hermann, Frhr. v., Generalleutnant, 1848—1911.
- Watter, Karl Frhr. v., Generalleutnant, 1833—1901.
- Weberling, Karl Friedrich, Sänger und Schauspieler, 1769—1812.
- Weigle, Eugen, Oberstudienrat, 1836—1914.
- Weigle, Karl Gottlieb, Orgelbaumeister in Stuttgart, 1810—1882.
- Weigle, Karl Wilhelm, Webereitechniker, Fabrikant in Hoheneck, 1788-1884.

Wippermann, Karl Wilhelm, Professor der Rechte in Rinteln,
1728-1797.

Wizenmann, Thomas, Philosoph und Dichter, 1759—1787.

Woher, Gustav, österreichischer Feldzeugmeister, 1779—1858.

Wundt, Herm., Oberst, Kommandant des Ehreninvalidenkörps,
1825—1888.

Zech, Karl Ludw. Ferd. Friedr., badischer Major, Militärschrift-
steller, 1790—1829.

Zilling, Georg Sebastian, Dekan in Ludwigsburg (Von 1765—1799).
1725-1799.

Zyllenhardt, Karl Frhr. v., badischer Justizminister, 1779—1828.

Ein schönes Geschenk

ist das Buch von Professor C. Belschner

Schwäbischer Humor
Anekdoten und Geschichten
Ganzleinengeschenkbund RM. 4.80

„... eine Schatzkammer schwäbischen Mutterwitzes ...“ Ludw. Finckh, Gaienhofen, am 6. 1. 39
„... ein Volksbuch, das jeden Schwaben mit Freude erfüllen wird ...“ NS.-Kurier, Stuttgart
„... ein richtiges, schwäbisches Volksbuch, das allen Schwaben (aber nicht nur diesen) Freude machen muß ...“ Schwäb. Merkur

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Eichhorn-Verlag Lothar Kallenberg Ludwigsburg

Neuerscheinung 1939

Dr. Oskar Paret Ludwigsburg

Golder der Meisterschmied

Ein Erfinderleben vor 2500 Jahren
112 Seiten mit 45 Abbildungen auf 24 Tafeln und im Text
Preis gebunden Halbleinen RM. 3.40 9

[Bild]

Zu den auffallendsten Fundstücken, mit denen die Wissenschaft des Spatens sich beschäftigt, gehört der herrliche Goldschmuck aus den Fürstengräbern im Neckargebiet, Oberrheintal und an der oberen Donau. Der Verfasser hat als Hauptkonservator am Landesmuseum in Stuttgart an diesen Ausgrabungen und der Erforschung wesentlichen Anteil. Hier hat er nun die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen in die Form einer lebensvollen Schilderung eines Erfinderlebens vor 2800 Jahren gegossen.

Dadurch, daß der Verfasser dem Leser die Möglichkeit bietet, die bedeutendsten in Süddeutschland gefundenen Werke der Goldschmiedekunst der späten Hallstattzeit im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. auch im Bilde kennenzulernen, wird der Reiz seiner Darstellung noch wesentlich gesteigert.

In jeder Buchhandlung zu haben.

Eichhorn-Verlag Lothar Kallenberg Ludwigsburg